Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

39. Jahrg. | Scottdale, Pa., 12. April 1916. | No. 15.



Jesu Einzug.

Unter Rauschen grüner Palmen
Naht der Heiland sanft und mild,
Frohe Lippen singen Psalmen.
Sel'ge Lust die Herzen füllt.
Hosianna läßt sich's hören —
Unbeständ'ger Menschensinn!—
Ach wie bald wird sich's verkehren
In das: Kreuz'ge, kreuz'ge ihn!

Treuer Heiland, ach gestalte
In mir neu mein armes Herz,
Daß es Dir die Treue halte
Bis zum letzten Todesschmerz.
Hilf mir, daß mein armer Glaube
Sich bewähre immerdar,
Bis mein Lied im Erdenstaube
Wird zum Lob der obern Schar.

M. U.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Palmsonntag.

Wie Meereswogen rauscht des Volks Gedränge,
Hosiannah tönt es, der Messias naht!
Die Kleider breitet vor ihm aus die Menge,
Und streut ihm Palmenzweige auf den Pfad.

Voll tiefen Ernstes folgen ihm die Seinen,
Zu seiner Seite fromme Veter knien,
Die Mütter zeigen ihm beglückt die Kleinen,
Denn die ersehnte Zeit des Heils erschien.

Ihn aber kann der Jubel nicht bethören,
Sein Blick ist trüb, er kennt den Wankelmuth
Des blöden Volks, und muß im Geist schon hören
Das: „Kreuzge! Kreuzge!" seiner blinden Wuth.

Und dennoch zieht er ein heut ohne Zagen,
Der treue Held, was ihm auch Bitt'res droht,
Die Dornenkrone für die Welt zu tragen,
Denn Liebe treibt ihn in den Opfertod.

Julius Sturm.

Ich will dir folgen, wo du hingehst.

Luk. 9, 57.

Das ist der Entschluß, zu dem alle kommen müssen, die selig werden wollen, denn Jesus allein ist der rechte Führer auf dem Wege zum Leben; nur wenn wir ihm nachwandeln, dürfen wir sicher sein, daß wir nicht in der Irre gehen. Haben wir diesen Entschluß schon gefaßt, gehören wir, du und ich, lieber Leser, zu der Schaar seiner Jünger, die zu ihm aufblicken als zu ihrem König und Herrn, und an ihm hangen, wie die Glieder eines Leibes an ihrem Haupte? Oder bist du noch zu keiner vollen, klaren Entscheidung für oder gegen Jesum gekommen, willst du es noch versuchen, ohne Jesum selig zu werden? Es hilft dir nichts, du kannst um diesen Mann nicht herum, und die Entscheidung bleibt Niemandem erspart, entweder gehören wir zu denen, die ihn von sich wiesen mit dem lauteren oder leiseren Ruf „Kreuzige ihn," oder wir stehen in der Schaar der Nachfolger des Herrn, die aus ganzem Herzen bekennen „Hosianna, gelobet sei der da kommt im Namen des Herrn." Und wohl uns, wenn das Letztere der Fall ist. Denn Jünger Jesu sind noch immer glückliche Leute gewesen. Sie haben in ihrem Herrn und Heiland alles, was sie für dieses Erdenleben bedürfen, sie besitzen in ihm auch alles, was sie für die Ewigkeit nöthig haben. Alle miteinander bekennen sie,, bei dem Herrn haben wir niemals Mangel gelitten an irgend einem Gut. Sie kennen nicht die lebenverzehrende Macht der ängstlichen Sorge, denn alle ihre Sorgen, zu denen das Leben auch sie versucht, werfen sie auf den Herrn, der für sie sorgt. Sie sind niemals einsam und alleine, ob auch die Menschen sie verlassen, denn ihnen gilt Jesu Wort: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Es kann auch das Erdenleid niemals so dunkel werden um sie her, daß sie keinen Hoffnungsstern mehr schauen, denn ihr Heiland richtet alle Zeit ihren Blick hinauf in die selige Ewigkeit. Darum: ich will dir folgen, wo du hingehest, das ist ein seliger Entschluß, und wohl uns, wenn wir ihn in Wahrheit gefaßt haben.

Aber doch will er wohl erwogen werden. Wir müssen uns klar darüber werden, was wir bei Jesus suchen, und was wir von ihm zu erwarten haben, wenn wir nicht hernach eine große Enttäuschung erleben wollen. Manche kommen zum Herrn von allerlei irdischen Wünschen und Hoffnungen getrieben. Sie hoffen in seiner Nachfolge ein gutes Auskommen, ein bequemes Leben zu finden, oder Jesus soll sie gesund machen von allerlei körperlichen Leiden, oder aber, sie wollen eine Rolle spielen unter ihren Brüdern, und hoffen Große zu werden im Reiche Gottes. Diese Armen, sie kommen bei Jesus ganz gewiß nicht auf ihre Rechnung. Wohl ist die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens, aber wer zu Jesus kam in der Erwartung, daß der Herr ihn zum Lohn für diesen Schritt mit irdischen Gütern überschütten werde, der ist noch immer enttäuscht worden. Gewiß hat der Heiland schon manchen der Seinen aus leiblicher Krankheit errettet, aber oft legt er gerade seinen Jüngern die Last körperlicher Schwäche und Schmerzen auf. Und wie steht es mit der Ehre, die man in seiner Nachfolge findet? Nun die Engel im Himmel freuen sich wohl, wenn ein Sünder Buße tut, aber die Welt ärgert sich darüber und sucht ihm seine „Heiligkeit" mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, zu verleiden. Darum hoffe keine irdischen Vortheile zu erlangen, wenn du dich entschließt, Jesu Jünger zu werden und ihm nachzufolgen. Mache dich vielmehr darauf gefaßt, daß durch solchen Entschluß dir Opfer mannigfacher Art auferlegt werden.

Denn wer wirklich Jesu angehören will, der kann es nur dann, wenn er nun auch in der Tat ihn über alles liebt, ihm vor allem gehorcht, die Pflichten, die er gegen Jesum übernimmt, über alle anderen Pflichten stellt. Jesus will aber kein halbirtes Leben, er ist nicht zufrieden damit, unser Herz mit irgend einem anderen zu teilen, sondern fordert von uns: wenn du mein Jünger sein willst, dann sei es ganz oder sei es gar nicht. Das bringt uns wohl in manche Nöthe hinein und erregt in uns manchen inneren Zwiespalt. Als Jesu Jünger aber sollen wir uns in solchem Zwiespalt ganz und entschlossen auf Jesu Seite stellen, eingedenk seines Wortes: „Wer Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth" So werden unter Umständen große Opfer unseres Herzens von uns gefordert, wenn wir dem Herrn nachfolgen wollen, und als Jesu Jünger müssen wir im Stande sein, sie ohne Weigern zu bringen. Hast du den Mut, lieber Leser, unter solchen Umständen noch zu sagen: „Ich will dir folgen, wo du hingehest?" Wenn das Wort: „ich will" nur der Ausdruck unseres selbstsüchtigen und vermessenen Eigenwillens war, dann verstummt es wohl bei dem Anblick des Kreuzes, das diejenigen auf sich nehmen müssen, die Jesu nachfolgen. Aber anders, wenn dieses Wörtlein: „ich will" nicht aus uns selbst geboren ist, sondern seine Entstehung der Gnade Gottes verdankt, die uns die Augen dafür geöffnet hat, daß wir ohne Jesum verloren sind, aber bei ihm die ewige Rettung unserer Seele finden. Dann kommt das Bekenntniß: „Ich will dir folgen" Wohl in großer Demuth und tiefem Mißtrauen gegen uns selbst über unsere Lippen, aber doch fröhlich und unverzagt auch im Anblick der schweren Wege, die wir vielleicht mit Jesu gehen müssen, denn dem, der das Wollen in uns gewirkt hat, dürfen wir es zutrauen, daß er auch die Kraft zum Vollbringen geben wird. In seinem Namen laßt uns darum muthig und getrost die Hand an den Pflug legen und nicht zurücksehen. Nur dann sind wir geschickt zum Reiche Gottes.

F. H.

Der schönste Augenblick.

Anna war in zwei Jahren nicht in ihrer Heimat gewesen. Sie war auswärts im Dienst und ihre Heimat weit entfernt. Nun aber hatte sie von ihrer Herrschaft 14 Tage Urlaub erhalten, worüber sie sich sehr freute. Sie erwartete mit Sehnsucht den Tag ihrer Abreise und sagte eines Tages zu ihrer Herrin: „O, wie freue ich mich, daß ich nach Hause gehen darf, aber der schönste Augenblick ist mir doch der, wenn ich meine liebe Mutter seh!" — Ja, schön ist die Heimat, und schön ist es, dort eine liebende Mutter zu haben, aber es gibt doch noch etwas viel, viel Herrlicheres in dieser Welt: Wenn ein Mensch seinen Heiland gefunden hat und mit ihm Bürgerrecht in der oberen Heimat, in der Stadt Gottes, in dem Jerusalem, das droben ist, aller Gläubigen Mutter. Ja, der kann sich noch viel, viel mehr freuen der herrlichen Aussicht, die er hat, und der kann noch vielmehr wie jenes

Mädchen mit Freuden sagen: „Ich freue mich, daß ich nach dieser Lebensreise meine teure Heimat sehe, die Stätte, die mir mein Jesus durch sein teures Blut erworben hat. Aber der schönste Augenblick ist mir doch der, wenn ich ihn sehen werde, wie er ist."

Das Geheimnis des Kreuzes.

hat sogar ein alter Heide geahnt; es hat nämlich der berühmte griechische Philosoph Plato 400 Jahre vor der Kreuzigung unseres Heilandes in einer seiner Schriften den Ausspruch gethan: Wenn einmal ein vollkommen gerechter Mensch unter den Menschen auftreten würde, so würde man ihn sicherlich nicht als den Gerechten anerkennen sondern für einen Ungerechten erklären und als solchen verfolgen, einkerkern, seines Augenlichtes berauben und zuletzt wohl gar an ein Holz hängen. — Wer dieses Wort in der vorchristlichen Zeit gelesen hat, sagt Geß in seinen Bibelstunden über Joh. 13—17, hat es schwerlich geglaubt; dennoch ist es in Erfüllung gegangen. Joh. 16, 20 sagt Jesus, die Welt werde sich seiner Tötung freuen. Er deutet durch diesen Ausdruck an, daß nicht etwa bloß in Israels Herzen, sondern in dem Menschenherzen überhaupt eine solche Widerwärtigkeit gegen ihn wohne, aus welcher das Wohlgefallen an seiner Hinwegschaffung entspringe.

Ich bin der gute Hirte.

Unser Text steht in Joh. 10, 12 im ersten Teil: „Ich bin der gute Hirte; der gute Hirte läßt sein Leben für seine Schafe." „Ich bin der gute Hirte und erkenne die Meinen, wie mich mein Vater kennet, und ich kenne den Vater, und ich lasse mein Leben für diese Schafe." Christus stellt hier in einem wundervollen Hirtenbilde sein Verhältnis zu denen dar, die an ihn glauben. Kein anderes Bild war seinen Zuhörern vertrauter als dieses, und seine Worte verbanden es für alle Zeiten mit ihm selbst. Seine Jünger konnten niemals auf einen Hirten blicken, ohne sich die Lehre des Heilandes ins Gedächtnis zu rufen. Sie mußten in jedem treuen Hirten Jesum sehen, sich selbst aber in jedem hilflosen und abhängigen Schafe. Dieses Bild hat der Prophet Jesaias auf die Mission des Messias in den tröstenden Worten angewandt: „Zion, du Predigerin, steig auf einen hohen Berg, Jerusalem, du Predigerin, heb deine Stimme auf mit Macht. Heb auf und fürchte dich nicht; sage den Städten Judas: Siehe, da ist euer Gott. . . Er wird seine Herde weiden wie ein Hirte, er wird die Lämmer in seine Arme sammeln und in seinem Busen tragen, Jes. 40 9. 11.

David hatte gesungen: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln." Und der heilige Geist hatte durch Hesekiel verkündigt: „Ich will ihnen einen einigen Hirten erwecken, der sie leiten soll." „Ich will das Verlorne wieder suchen, und das Verirrte wiederbringen, und das Verwundete verbinden, und des Schwachen warten," Hes. 34, 16.

Christus bezog diese Prophezeiungen auf sich und zeigte den Gegensatz zwischen seinem Charakter und demjenigen der Leiter Israels. Diese hatten bewiesen, daß sie nicht erkannten, welches Werk ihnen anvertraut war, und daß sie ihres Amtes als Hirten der Herde unwürdig waren. Jesus führte ihnen nun den Gegensatz zwischen ihnen und dem guten Hirten vor und verwies auf sich selbst als den wahren Hirten der Herde des Herrn.

Wie ein menschlicher Hirte seine Schafe kennt, so kennt auch der göttliche Hirte seine in der ganzen Welt zerstreute Herde. „Ja, ihr Menschen sollt die Herde meiner Weide sein, und ich will euer Gott sein, spricht der Herr, Herr." „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein?" „Siehe, in deine Hände habe ich dich gezeichnet." Jesus kennt uns persönlich und alle unsere Schwächen. Er kennt uns alle bei Namen; er weiß das Haus, wo wir wohnen und den Namen jeden Bewohners. Er hat schon zuzeiten seinen Knechten anweisung gegeben, nach einer bestimmten Straße in einer bestimmten Stadt und dort in ein bezeichnetes Haus zu gehen, um eines seiner verlorengegangenen Schafe dort zu suchen.

Eine jede Seele ist dem Heiland so genau bekannt, als wenn sie die einzige wäre, für die er starb. Der Kummer einer jeden rührt sein Herz. Der Ruf um Hilfe erreicht sein Ohr. Er kam, um alle Menschen zu sich zu ziehen und bittet sie: Folget mir nach! Sein Geist wirkt an ihren Herzen, damit sie zu ihm kommen möchten. Viele aber wollen sich nicht ziehen lassen; Jesus weiß, wo sie sind, er kennt auch alle, die gern seinen Ruf vernehmen und bereit sind, zu seiner Herde zu kommen. Er sagt: Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir. Er sorgt für jeden, als ob kein anderer auf Erden lebte Er rufet seinen Schafen mit Namen und führet sie aus . . . und sie folgen ihm nach; denn sie kennen seine Stimme. Der Hirte im Morgenlande treibt nicht seine Schafe; er braucht keine Gewalt noch Furcht anzuwenden, sondern er geht vor ihnen her und ruft sie. Sie kennen seine Stimme und folgen dem Ruf. Ebenso macht es der große Hirte, unser Heiland mit seinen Schafen. Die Schrift sagt: „Du führest dein Volk wie eine Herde Schafe durch Moses und Aaron." Durch den Propheten spricht Jesus: „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte." Aber er zwingt niemand, ihm zu folgen; er zieht sie nur mit Seilen der Liebe. Nicht die Furcht vor Strafe oder die Hoffnung auf ewigen Lohn veranlaßt die Jünger Jesu, ihm zu folgen. Sie sehen die grenzenlose Liebe des Heilands, die sich während seiner ganzen irdischen Wallfahrt, von der Krippe in Bethlehem bis zu dem Kreuz auf Golgatha, offenbarte, und diese Liebe zieht sie an, macht ihre Herzen weich und hingebend. So erwacht auch in ihnen die Liebe. Sie hören seine Stimme und folgen ihm.

Wie der Hirte vor seinen Schafen hergeht und zuerst den Gefahren des Weges entgegentritt, so macht es Christus mit seinem Volke. Der Weg zum Himmel ist durch des Heilands Fußspuren geheiligt. Der Pfad mag steil und rauh sein; aber Jesus ist diesen Weg gegangen. Seine Füße haben die grausamen Dornen niedergetreten, um den Weg für uns leichter zu machen. Jede Last, die wir tragen müssen, hat er vor uns getragen. Obgleich unser Heiland nun in Gottes Gegenwart sich befindet, wohin er aufgefahren ist, und am Trone des Weltalls teilhat, hat er nichts von seiner mitleidsvollen Natur verloren. Heute wie damals ist sein zärtliches, teilnahmvolles Herz für alles Weh der Menschen offen. Heute ist seine durchbohrte Hand ausgestreckt, um sein Volk in dieser Zeit mehr als je zu segnen." „Sie sollen nimmermehr umkommen, und niemand soll sie aus meiner Hand reißen." Die Seele, welche sich Christus übergibt, ist köstlicher in seinen Augen als die ganze Welt. Er wird niemals jemand verstoßen, für den er gestorben ist. Wenn seine Nachfolger ihn nicht verlassen, wird er sie festhalten für alle Zeit.

Jesus liebt uns, weil wir die Gabe seines Vaters und der Lohn seiner Arbeit sind. Lieber Leser, er liebt dich! Der Himmel kann dir nichts größeres und Besseres verleihen, deshalb vertraue ihm!

Abr. A. Janzen.

Vereinigte Staaten

California.

East Bakersfield, California, den 24. März 1916. Werter Freund Wiens! Wir haben hier jetzt viel Regen. Gestern hatten wir außer Regen noch Hagel, doch nicht genug, um Schaden zu tun. Die Ver-

ge sind weiß mit Schnee bedeckt, etwas, das wir in vier Jahren, welche wir in Bakersfield wohnen, um diese Jahreszeit noch nicht gesehen, d. h. soweit herunter in den Vorbergen.

Letzten Sonntag, den 19. März, wurde die neue Kirche der M. B. Gemeinde hier in Bakersfield eingeweiht. Es waren recht viel Besucher von Reedley und Rosedale anwesend, unter andern die Prediger Richert, Berg und Thießen von Reedley und Rempel von Lody. Bernhard Friesen wurde zugleicherzeit als Prediger der hiesigen Gemeinde in sein Amt eingeführt.

Nun haben wir also auch unsern Krieg, wenn vorläufig auch nur mit dem Bandenführer Villa. Hoffentlich gibt der den Herrn in Washington genug zu schaffen, so daß sie gern bereit sind, von Europa fortzubleiben.

Mit Gruß,

Cornelius Wiebe.

Idaho.

Minidoka, Idaho, den 26. März 1916. Werte Leser! Zuerst grüße ich die Leser und den Editor mit den Worten, die der Heiland zu den Jüngern sagte, als sie bei verschlossenen Türen saßen und er bei ihnen eintrat und sie begrüßte mit „Friede sei mit euch!"

Wenn man die Rundschau liest, findet man, daß die meisten Berichte mit dem Wetter anfangen, und wenn man es recht bedenkt, ist es auch recht wichtig, wie der Herr es so führt, und so dachte ich auch etwas vom Wetter zu berichten.

Wir waren ja vorigen Winter noch nicht hier, aber die Leute, welche hier wohnen, sagen, daß voriges Jahr nicht so großer Winter gewesen ist, daß ist, daß es nicht so kalt war und auch nicht soviel Schnee fiel, und wie man liest, ist es diesen Winter überall so. Wir haben ja nicht ein Gradglas, aber ich habe gehört, daß es 24 Grad war, und Schnee hatten wir viel. Er war schon somehr alle weg, und es wurde schön; aber den 23. d. Monats kam noch wieder ziemlich was herunter. Doch weil die Sonne schon hoch kommt, so ist auch dieser schon weg. Der Weg im Schnee war doch eine Zeitlang ziemlich schlecht. Für solche Leute, die kein Fuhrwerk haben, wenn denselben dann etwas so notwendig fehlt, ist es doch traurig. Aber ich denke, es hat noch keiner Not gelitten. Von Krankheit, wie man von andern Gegenden liest, daß die Grippe so sehr ist, kann ich von hier nicht berichten. Ich denke, wir können noch alle dankbar sein für die Gesundheit, und ich denke, ein jeder lebt froh und hofft auf eine gute Ernte, wenn es des Herrn Wille ist, weil wir so viel Schnee hatten. Solche, die es auf einer neuen Ansiedlung erfahren haben, werden sich mit denen, die sich auf eine gute Ernte freuen, mitfreuen; sogar auf einer alten Ansiedlung freut man sich auf eine solche. Warum soll der Farmer sich auch nicht freuen, wenn der Herr seine Arbeit segnet. Mir wurde wichtig, was K. Lemke in der letzten No. der Rundschau schrieb von Idaho. Ich will ihn nicht erzürnen oder wehe tun; aber ich denke, er wird nicht daran gedacht haben: Es ist alles des Herrn! denn wir lesen doch in der heiligen Schrift, als Gott alles schuf, daß es am Ende jedes Tages heißt: „Und Gott sahe, daß es gut war." Ich glaube fest, das Wort hat er auch über Idaho gesagt. Und hat er nicht hinterlassen: „Machet euch die Erde untertan"? Es ist wie schon erwähnt, weil wir noch nicht lange hier sind, ist auch wenig zu berichten, und so kann auch Lemke, der nur ein paar Monate in dem kleinen Städtchen gesessen hat, nicht richtig über Idaho urteilen. Ich für mein Teil denke, wenn hier die Menschen schaffen und tun das Ihre, und wenn der Herr seinen Segen dazu gibt, kann es gut werden. Wir Menschen sehen sehr kurz. Was er da erwähnt von dem Grase und den Hasen, darüber zu urteilen, denke ich, ist nicht unsere Sache. Und weil alles in des Herrn Macht ist, denke ich, wird er nicht mehr Hasen hier haben, als sich hier ernähren können; denn er sagt doch von den Vögeln: Sie säen nicht, und doch ernährt er sie. So hält er es auch mit dem andern Vieh, welches er geschaffen hat. Wenn der Herr in Montana nicht seinen Segen gibt zu dem, was die Menschen tun, dann wird es nichts geben; die Menschen können sich nichts nehmen.

Mir fällt gerade ein, was ich vor ein paar Jahren gelesen habe, auch in der Rundschau, daß ein Mann nämlich auch eine Gegend sehr herabsetzte, während er eine andere sehr erhob, als wenn sie ein Paradies und er sich dort ein schönes Heim einrichtete. Ich habe gehört, daß er dort bankrott geworden ist. Kann man damit auch eine Sünde begehen, daß der Herr einen dafür strafen muß? Was Lemke über Oklahoma sagt, darin stimme ich ihm bei; denn wir sind auch etwas über drei Jahre dort gewesen. Aber wir können nicht alle da sein.

Nun ich will noch etwas Freunde und Bekannte aufsuchen. Da ist mein Vetter P. S. Warkentin in Escondido, California. Vor einiger Zeit munterte er mich auf zum Schreiben, und ich muß sagen, lieber Vetter, mir ist auch darum zu tun, wenn du einmal an uns schreiben würdest. Ein Besuch wäre mir noch lieber; denn ich habe gelesen, wie du gereist bist, so könntest du einmal eine Reise bis hier machen. Dann las ich von Heinrich Balzer, Langham, der auch uns erwähnte. Lieber Bruder, wie geht es euch? Bitte, schreibe mal einen schönen langen Brief. So wären noch viele zu erwähnen, aber ich möchte es nicht zu lang machen; vielleicht kommt die Zeit, daß man noch wieder was für die Rundschau schreibt. Und so wünsche ich einem jeden Glück und Segen in diesem Jahr.

John H. Rogalsky.

Aberdeen, Idaho, den 23. März 1916. Werter Editor und Leser der Rundschau! Da von Idaho die Berichte nur spärlich einkommen, so will ich versuchen, etwas von hier zu berichten. Durch Gottes Gnade und Liebe sind wir noch am Leben und bei mäßiger Gesundheit erhalten worden. Ach, was wären wir Menschen doch ohne Gottes Gnade! Wir wären bedauernswert. Darum wollen die Gnadenzeit ausnützen und weil es noch heute heißt, das Heil annehmen, welches uns zur Seligkeit führt. Es steht geschrieben: Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit. Ja wir leben in einer bösen, ernsten Zeit. Aber es ist so wie zu Noahs Zeiten: Die Leute achteten es nicht, bis die Zeit abgelaufen war und sie alle das Verderben erreichte. O wollen allen Ernst anwenden und uns alle bestreben, so zu leben, daß wir nicht auch dem Verderben anheim fallen.

Es ist heute ein stürmischer Tag. So will ich denn etwas vom Wetter berichten. Die Leute sagen, wir wohnen hier im Dry Belt (trockene Zone), mir ist es aber in den letzten Tagen und auch im verflossenen Winter nicht so vorgekommen. Sonntag und Montag hatten wir starken Regen und heute schneit es. In der vergangenen Nacht ist wohl fünf bis sechs Zoll Schnee gefallen; ein gutes Pflaster für den Winterweizen. Mitte Januar hatten wir viel Schnee. Es schneite einmal 70 Stunden ohne aufzuhören. Dann war es so, daß die Leute auch das Spazierenfahren auf eine Weile aufgaben, und der Postmann brachte die Post sehr unregelmäßig. Anfangs März sahe es noch sehr winterlich aus, dann fing es an zu tauen, und der Schnee war hier herum bei uns schon fort. Die Farmer dachten schon stark daran, mit dem Pfluge ins Feld zu fahren.

Ich las heute den Bericht von Freund Lemke, der auch in Minidoka, Idaho, eine Zeitlang gewohnt hat. Er schreibt, daß Idaho ein Hasengarten ist. Deswegen haben wir hier aber noch nicht gleich Hasenfüße und gehen durch. Es ist so, Hasen gibt es hier viel. Wir haben hier diesen Winter bei

Aberdeen herum auf den Treibjagden stark 25,000 erschlagen. Das sollte schon helfen, sie zu vernichten. Am meisten schaden die Hasen den Farmern, die an der Außenseite von der Ansiedlung wohnen, wo das Sagebrush noch nicht ausgerottet ist. Lemke schreibt auch etwas verächtlich über den Weizenbau hier in Idaho. Ich möchte sagen: An Gottes Segen ist alles gelegen, doch muß auch der Farmer sein Bestes tun und das Land gut bearbeiten. Er schreibt: Der beste Weizen war 22. Buschel, im Durchschnitt 13 bis 14 vom Acre. Das ist wohl so, doch wundert es einen, daß es noch so viel gab; denn wir haben schon zwei trockene Jahre nacheinander gehabt. Vorvorigen Winter war wenig Schnee und im Frühjahr nur seh rwenig Regen und im Sommer viereinhalb bis fünf Monate kein Regen. (Damals war es mir doch so, als ob wir im trockenen Belt wohnten.) Unter solchen Verhältnissen, glaube ich, würde die Ernte in Okla. u. Mont. nichts besser sein. Ich will keine Gegend verachten oder auch sehr loben. Schattenseiten sind allerwärts. Ich habe auch etliche Jahre in Oklahoma gewohnt. Damals war es dort gut, aber das Heimstätteland verlockte auch mich zum Auswandern.

Da ich jetzt gerade an Oklahoma gekommen bin, so möchte ich auch etwas bei meinem Onkel Aron B. Penner, Orienta, anhalten. Habe deinen Bericht im Wahrheitsfreund No. 7. gelesen. Wir freuten uns, von euch zu hören. Es wor mir auch interessant zu lesen, daß Lehrer Wilhelm Neufeld von Gnadenfeld, Rußland schon vier Jahre in Reedley, California wohnt. Ich kenne Neufelds gut. Ich dachte immer, wir wären nur die einzigen Gnadenfelder hier in Amerika.

Ich habe unlängst zwei Briefe von meinen Brüdern in Sibirin bei Omsk erhalten, und da ich gern Berichte von Rußland in der Rundschau lese, so will ich, wenn's dem Editor nicht zu lang wird etwas folgen lassen. (Ich bitte recht sehr darum. Editor.) Der Brief ist in russischer Sprache geschrieben, aber ich will versuchen, denselben zu übersetzen.

Den Editor und alle Leser grüßend,

J o h a n n und L i l l y U n r u h.

Nowo-Sajemskoje, den 30. Nov. 1915.

Lieber Bruder Johann!

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi und der Friede Gottes, welcher höher ist, denn alle menschliche Vernunft, sei mit euch. Amen. Will euch zuerst berichten, daß ich samt Familie noch, Gott sei Dank, am Leben und gesund bin. Ich wünsche auch euch von Herzen dasselbe. Deinen Brief mit der Karte habe ich den 27. November erhalten. Der Brief ist auch nicht lange auf der Reise gewesen. Ich sehe daraus, daß auch ihre noch am Leben und gesund seid. Ich war sehr erfreut, von euch einen Brief in meiner Einsamkeit zu lesen. Ich befinde mich noch immer auf derselben Stelle, wo ich auch früher war, nämlich auf Pjatkowskoje Ljesznitschestwo, Tobolsk. Gub., Potscht. Otd. Nowo-Sajemskoje. Bin schon seit drei Monaten als Koch und Bäcker angestellt. Br. Kornelius, welcher Ratnik war ist auch eingezogen worden und bereits zwei Monate im Dienst. Weiter sind noch Johann Siemens, von Kornelius Mierau vier Söhne: Kornelius, Jakob, Heinrich und Wilhelm, von Joh. Esau zwei Söhne, Jak Esaus Johann, Heinrich Braun sein Schwiegersohn Jakob Dick, junge Heinrich Peters Herman, Joh. Voth, Peter Siemens Peter, und Jakob Wiens, Pokrowka. (Die Genannten sind aus den Dörfern Kierjanowka und Trußowka). Diese alle sind unlängst als Sanitäre zur russisch-türkischen Front geschickt worden.

Br. Kornelius arbeitet in einer Sägemühle auf Potscht. Otd. Batschalino, Tobolss. Gub., Nikitinskij Kasjonij Sawod. Wir erhalten 10 Rbl. monatlich als Kostgeld und 60 Rbl. das Jahr für Kleider. Wir sind hier acht Mann. Von Omsk sind wir 465 Werst entfernt und Br. Kornelius ist noch 300 Werst weiter. Vom Dienst werden wir wahrscheinlich nicht früher loskommen, als bis Rußland seinen Feind, Deutschland, besiegt hat.

Unsere liebe Mutter ist auch noch am Leben und ihrem Alter gemäß gesund. Sie sendet euch herzliche Grüße. So will ich denn schließen. Schreibe gleich wieder, dieweil es uns immer eine große Freude bereitet, wenn wir von euch aus der weiten Ferne etwas hören dürfen. In Liebe dich und die Deinigen grüßend, verbleibe ich dein Bruder in Christo,

D a v i d W. U n r u h.

M i n i d o k a, Idaho, den 1. März 1916. Werter Editor und Leser. Ich muß mal versuchen einen kurzen Bericht für die Rundschau zu schreiben. Die meisten meiner Freunde wissen vielleicht, daß wir vor bald zwei Jahren nach Idaho reisten. Unsere Absicht war, hier Land aufzunehmen. Da wir dazu aber nicht sogleich eine Gelegenheit fanden, übernahm ich mich als Lehrer eine Distriktschule für den Winter, welche im Herbst vorher in der Mennonitischen. deutschen Ansiedlung gebaut worden war. Im kommenden Frühjahr gelang es uns dann unser Ziel zu erreichen, nämlich uns eine Heimstätte zu erwerben. Wir versicherten uns 320 Acker Land. Dieses liegt zwei Meilen nordöstlich von der Stadt Minidoka. Am 10. April im vorigen Jahre durften wir dann unser Land beziehen und seit der Zeit sind wir Farmer. Es ist und bleibt unsere Adresse daher noch immer Minidoka Idaho.

Wir haben hier bei Minidoka schon eine nette deutsche Ansiedlung. Doch wäre es nicht wegen der Regierung, die Ansiedlung würde schon weit größer sein. Hier ist noch viel Land, das die Regierung nicht hergibt. Es wird aber erwartet, daß auch dieses Land mit der Zeit aufzunehmen ist. Wir wissen aber noch nicht, ob als Bewässerungs- oder Trockenes Land. Wenn als letzteres, so wird unsere deutsche Ansiedlung noch einmal sehr zunehmen.

Das erwähnte Schulhaus wird nicht nur als solches gebraucht, sondern auch als ein Platz, wo Gottesdienst, Sonntagschule und Jugendverein abgehalten wird. Prediger Js. B. Friesen leitet sonntäglich unseren Gottesdienst. Außer ihm machen sich Prediger von Aberdeen die Mühe, uns monatlich einmal zu besuchen. Solche Besucher sind uns immer willkommen. Unsere Sonntagschule besteht aus vier Klassen. Der Jugendverein wird einmal monatlich abgehalten. Es sind etwa 60 Seelen, klein und groß, die an den Religionsübungen teilnehmen. Schade nur, daß auch hier noch viele sind, die sich nicht genug für das Reich Gottes interessieren.

Vom Wetter ist zu berichten, daß der Winter hier dieses Jahr strenge gewesen ist. Schnee hatten wir schon über zwei Fuß im Durchschnitt; dazu hat es noch oft geregnet. Schon war der Schnee beinahe verschwunden, da änderte sich das Wetter, und folgedessen haben wir jetzt wieder mehr Schnee.

Der harte Hammerschlag von Montana aus auf Idaho scheint ja sehr schrecklich zu sein, Doch ein großes Glück dabei ist, daß es ein Fehlschlag war. Um diesen Fehlschlag zu beweisen, will ich einige Winke geben. Diese Winke beziehen sich auf einen Artikel im Besucher Nr. 9 Der Schreiber jenes Artikels berichtet, daß die Leute in Idaho verstehen annehmbare Preise für Land zu fordern. Ich glaube, das ist auch ganz natürlich. Der Landmann in Idaho denkt, sein Land hat einen Wert u versteht denn auch demnach zu fordern. Der Käufer, der das Land ansieht, hat vielleicht noch eine bessere Idee, was das Land wert ist. Er gibt fürs Land, was man fordert. Erfahrene Leute sind hier so zu Land gekommen. Nur Leute, die da nicht wissen, was für einen Wert so ein schönes Stück Land hat, verlassen Idaho und gehen nach Montana.

Jener Schreiber erwähnt, daß sie 33 Fuder Heu gemackt haben, und daß er glaubt,

in Idaho sei schwerlich eine Farm zu finden, wo 33 Fuder Heu zu machen ginge. Dieses bezüglich kann ich nur so viel sagen, daß wo das Sagebrush seit ein paar Jahre abgebrannt ist, das Gras sehr wächst, welches auch sehr schönes Heu geben würde. Da aber die Leute hier sobald das Brush weggeräumt ist, pflügen und sie auch nicht die Maschinen zum Heumachen haben, so ist hier so viel ich weiß auch noch nicht versucht worden. Wie viel Heu man von einer Farm würde machen können, weiß man daher auch nicht und es bleibt unbestimmt, ob man 33 Fuder von einer Farm erhalten würde.

Herr Lemke schreibt auch, daß er von einem Manne in Idaho betrogen worden ist und warnt daher den Leuten in Idaho nicht Glauben zu schenken. Schade, daß wegen einem Betrüger alle Leute im Staate als Betrüger angesehen werden müssen. Ich wundere, ob in Montana keine Leute sind, die nicht ganz aufrichtig sind? Vielleicht denkt jener Schreiber darüber nach, und frägt zuerst sich selbst, ob er besser sei als die Leute in Idaho.

Ferner berichtet uns der Schreiber daß während sie auf der Reise wären von Minnesota nach Idaho, er in American Falls ein Aushängeschild gesehen habe, darauf geschrieben stand: Dies ist die größte Weizengegend der Welt. Wozu er dann gesagt hatte, daß da noch was fehle, nämlich, daß dieses auch die größte Lüge der Welt sei. Der Schreiber dieses denkt, wenn jenes die größte Lüge der Welt geheißen werden sollte, letzteres auch wenigstens eine große Lüge genannt werden sollte. Denn wie mir gesagt worden ist, sind zwischen 700 und 1000 Fuhren Weizen an einem Tage in American Falls angekommen. Wo jener erwähnt, daß Idaho überhaupt zu sehr gelobt wird, fehlt vielleicht das Wort, gelobt, mit dem Worte, verachtet, vertauscht zu werden.

Wie es scheint, denkt jener Schreiber, daß Idaho nicht eine Weizengegend ist. Er sagt, es habe hier in Idaho letztes Jahr nur von 13 bis 14 Bu. Winterweizen vom Acker gegeben. Ich füge hinzu, daß es auch kein Wunder ist, daß wir hier letztes Jahr eine so schwache Ernte hatten. Leute, die hier schon neun Jahre gewohnt haben, sagen uns, daß der letzte Sommer der trockenste gewesen ist. Wie schien es aber in Montana vorletztes Jahr? Haben sie damals auch eine solche Ernte bekommen? Wenn ich nicht irre, hatten sie eine totale Mißernte. Daß die Farmer hier müssen das Heu für die Pferde kaufen, hat auch seine Grenzen. Man schneidet etwas vom Weizen, wenn noch grün, für Heu, welches vortreffliches Futter macht. Wollen die Leute aber jeden Acker benutzen, um Getreide zu ziehen, so kaufen sie das Heu.

Um sich hier mit Brennmaterial zu versorgen braucht man nicht erst 10 Meilen fahren und dann noch 3 Doll. per Tonne dafür bezahlen. Wir brennen hier Sagebrush, welches nichts kostet und doch gutes Brennmaterial ist.

Jener Schreiber meint, er will Idaho ja nichts nachreden, was nicht wahr ist. Ich wundere, wie es mit dem steht, das er im Besucher Nr. 9 ausgesprochen hat!

Nun will ich auch schließen mit diesem Bericht, sonst wird es dem Editor noch zu lang. Grüßend,

H. P. Eitzen.

Kansas.

Tampa, Kansas, Werter Editor! Einliegend findest du einen Dollar für die Rundschau. Ich hoffe, du kriegst es noch, ehe mein Lesejahr abgelaufen ist. Wenn man etwas billig haben kann, ist es schon besser, man bezahlt es gleich im voraus. Eine Druckerei „aufstarten" das kostet Geld. Und so trägt man Schuhe und läßt sie noch manches Mal flicken und kann und soll immer bezahlt werden. Später hat man dann etwas davon. Es gibt immer Altes und Neues in der Welt.

Von Rußland Briefe, das scheint so, als wenn es ausgespitzt ist. Wenn ich die Rundschau zur Hand nehme, dann sehe ich bald nach, ob von Rußland Briefe sind. Im Worte Gottes lesen wir die Worte: Allermeist an den Glaubensgenossen. Das hat die Meinung: Fegen vor seiner Tür am ersten. Wo man hinsieht, ist alles sehr kritisch in dieser Zeit. Tut rechtschaffene Früchte der Buße, daran wird einmal niemand vorüberkommen können. Wollen suchen in der heiligen Schrift. Wer das nicht tut und nicht in derselben das ewige Leben sucht, der wird einmal zu spät kommen, wenn die Tür verschlossen und die Gnadenzeit vorüber ist. Und diese Zeit rückt immer näher.

Dieser Welt verderbter Ballen
Muß zerfallen;
Denn Gott selbst verkündigt dies.

Möchten wir, die wir glauben, je länger je mehr zubereitet werden und lernen, die Bitte des Vaterunser: „Dein Reich komme!" mit herzlichem Verlangen auszusprechen! Einen Gruß der Liebe an alle Rundschauleser.

Nikolai Jost.

Burrton, Kansas, den 2. April. P. Br. Wiens, bitte, den beigelegten Ausschnitt aus dem Herold in der Rundschau zu veröffentlichen. Er erklärt sich selbst. Wenn Graf Tolstoi diesen schrecklichen Krieg voraussahe, folge seines Verständnisses des allgemeinen Treibens der Menschen seiner Zeit, so mag solches Voraussehen auch für uns erwünscht sein, daß wir uns bessern und damit auch beklagenswerte Zustände unserer Zeit verbessern helfen. Dann müssen wir aber auch bereit sein, die so schweren Kämpfe mit den so schrecklich organisierten Mächten der Finsternis aufzunehmen. Da muß man aber oft beinahe verzagen; denn wo bekommt man die so notwendige Hilfe? Die Einsichtsvollen und Ermächtigten zur Hilfe sind so selten grundaufrichtig, und die Wohlwollenden, doch leider zu Kurzsichtigen und Machtlosen können nicht helfen. Doch gebe der gute Geist allen aufrichtig Strebenden nach mehr Glück für alle Menschen Kraft zur Ausdauer!

Der Krieg, wie ihn Graf Tolstoi, der große russische Humanitarier, voraussah.

Ehe er starb und bevor dieser Krieg ausbrach, beschrieb der edle alte Mann die so schrecklichen Folgen des eigennützigen, unvorsichtigen Strebens der Völker. Ich las diesen Auszug in einer englischen Zeitung, und übersetze folgenden Teil in Deutsch:—

„Die Glocken werden läuten, Männer mit langen Locken werden sich mit goldenen Säcken kleiden und um erfolgreiche Schlachten zu Gott beten. Die alte Geschichte wird sich in schrecklichen Taten wiederholen. Eigennützige und Gewinnsüchtige Zeitungen werden die Völker gegen einanderhetzen. Im Namen des Patriotismus werden sie ihre Einnahmen schwellen. Fabrikanten, Händler und Kontrakteure von Kriegsgerätschaften werden ihre Arbeit mit Freuden tun, im Bewußtsein doppelten Gewinnstes. Regierungsbeamte werden allerlei Kriegsgefahr schreien. Militärbeamte werden großen Lohn und mehrfache Rationen erhalten. Für ihr Morden werden sie allerlei Ehrenbezeugungen wie Kreuze, Sterne, Orden und anderes erhoffen, erwarten und erhalten. Eitle Damen und Herren werden mit großem Prunk ihre Namen dem roten Kreuz zum Dienst anbieten, um ihrer Männer und Brüder selbstverursachte Wunden zu verbinden. Sie werden sich einbilden, so ein christliches Werk zu tun! Die Krieger werden ihrer Seelen Verzweiflung ersticken durch Gesang, sinnlichen Genuß und Wein. Männer werden von ihrer friedlichen Arbeit, von ihrem Herd, von ihren Frauen, Kindern und Mütter gerissen werden. Hunderttausende wohlwollende, friedliche, einfache Männer mit Mordwaffen in der Hand wird man allerorten treiben.

Sie werden marschieren, frieren, hungern, dürsten, erkranken und sterben, oder an Orte kommen, wo man sie tötet ohne

Ursache. Männer, die sie nie gesehen, nie beleidigt haben und die ihnen auch keinen Schaden tun könnten.

Und wenn der Verwundeten, Kranken und Toten so viele sein werden, daß der Hände sie zu besorgen zu wenige sind, und wenn die Luft stinken wird vom Pulverfutter, sodaß auch die Autoritäten ekelt, dann wird man Pause machen um die Kranken u. Verwundeten aufzuheben und in Haufen besorgen und die Toten in Massen ver- und verscharren.

Dann wird man wieder und immer wieder schlagen, bis die, deren Pläne man ausführt, ermüden, oder bis die, deren Profit der Krieg ist, satt sind.

Und so werden Männer noch einmal wild schrecklich und brutal werden. Die Liebe wird schwinden in der Welt. Die schon angefangene Christianisierung der Welt wird auf viele Jahre unterbrochen werden. Und noch einmal werden die Männer, die durch den Krieg profitieren, behaupten mit Bestimmtheit: Weil Kriege waren in Vergangenheit, müssen auch immer Kriege in Zukunft sein; und darum sollte man immer bereit sein zu schlagen."

Soweit Tolstoi. Lieber Leser! Sahe der edle alte Mann recht? Was lesen und hören wir? Doch gerade die äußerste Intensität in der man heute kriegt, ist mir das Zeichen, daß der einzelne Krieger weiß: er tut moralisch unrecht im schrecklichen Massenmord.

Wir haben unsere hochgelobte Zivilisation zuviel auf Schein und nicht genug auf wahres Sein gebaut.

Laut Bekenntnis, suchten wir unsern Nebenmenschen, aber in Wahrheit suchten wir nur uns selbst. So war es auf sozialem, religiösem, wirtschaftlichem, politischem Gebiet, im einzelnen, nationalen und internationellen Leben. Anstatt Recht, suchten wir Macht. Der Krieg war die notwendige Folge solchen Treibens.

Herzlich grüßend,

C. C. Epp.

Michigan.

Midland, Michigan, den 27. März 1916. Das Wetter ist sehr naß, es regnet schon etliche Tage. Der Schnee ist schier alle weg und der Weg ist sehr dreckig. Der Gesundheitszustand ist ziemlich gut in unserer Gegend.

Menno und Ed. Miller von Marschall Co., Ind., sind den 20. hier angekommen, ihren kranken Vater zu besuchen. Derselbe war aber schon gestorben, ehe sie in sein Haus kamen. Den 22. sind sie, sowie auch Ephraim Miller und Weib, mit der Leiche nach Lagrange Co., Ind., gegangen, dort die Leichenrede zu halten und die Leiche zu beerdigen neben seinem schon lange verstorbenen Weibe.

Jacob S. Miller war geboren den 30. März 1833 und gestorben den 20. März 1916; er ist alt geworden 82 Jahre, 11 Monate und 20 Tage. Er hinterläßt drei Söhne und eine Tochter, die mit den Kindeskindern sein Hinscheiden betrauern.

Eines von seinen Kindeskindern, ein Söhnlein von Johann J. Miller und Weib, ist um die nämliche Stunde gestorben. Alt geworden sechs Tage. Leichenrede wurde gehalten für beide Verstorbenen von Menno E. Miller.

Gruß an alle Gott liebenden Seelen.

D. J. Troyer.

Missouri.

Clinton, Missouri, den 26. März 1916. Es wird wohl wieder an der Zeit sein, etwas von hier zu berichten.

Den 11. d. Monats, so um 8 Uhr abends schaute unser Fred hinaus zur Stadt und sagte: Seht einmal, was für ein großes Feuer! Ich zog mir schnell die Schuhe und den Rock an, setzte den Hut auf den Kopf und dann eilte ich dahin. Bald sahe ich auch, daß es der große Elevator und Cornmühle war, welcher lichterloh brannte. Viele Leute waren gekommen, standen rundum und schauten zu. Man hatte schon alle Eisenbahncars weggezogen. Die Feuerwehr goß Ströme Wasser auf die nahestehenden Häuser, um sie zu retten. Zuletzt gossen sie auch Wasser auf die südliche Wand und schützten somit die vielen Eisenbahnschwellen, die da aufgestapelt waren, und den langen Schuppen. Der angerichtete Schaden soll sich auf $25,000 belaufen. Es war da viel Corn, Weizen, Kaffircorn und Mehl vorhanden. Etwa eine Woche später wurde noch viel von dem nicht verbrannten Corn sehr billig verkauft. Da haben die Farmer doppelten Nutzen gehabt: Erst für einen hohen Preis verkauft, jetzt wieder billig zurückgekauft; aber nur für Hühnerfutter.

Unlängst hatten wir einen christlichen Schullehrer zu Gaste, dessen linker Arm verkrüppelt war. Die Hand war viel kleiner wie die andere, und waren nur drei Finger daran, die auch dünner und kürzer waren wie die der andern Hand. An der rechten Hand fehlte auch der Daumen. Ich wollte erfahren, wann er denn so unglücklich gewesen sei und die Gliedmaßen verloren habe. Er sagte, er sei so geboren. Er konnte aber schön schreiben und malen. Peter Gäden von Hillsboro, Kansas, sind hier auf Besuch. Samstag nachmittag hielt er eine schöne Ansprache zu einer ziemlich großen Zuhörerschar. Letzte Woche haben sie fleißig die Geschwister besucht. Er ist in seinem 74. Jahre und noch ziemlich rüstig. Seine Frau scheint von adeliger Herkunft zu sein.

Anna Ehlers mit ihren zwei Kindern von Brasilien kam vorige Woche hier an, und hat gestern nachmittag zu einer großen, gespannten Versammlung viel von ihren Erfahrungen in S. Amerika und ihren vielen Schwierigkeiten auf dem Schiffe mit den verschiedenen Beamten auf Ellis Island oder der „Träneninsel" bei New York erzählt.

Karl Redig und Otto v. d. Krone waren vor zwei Wochen per Eisenbahn nach Kansas gefahren und zurück kamen sie mit einem neuen, funkelnden Auto, das Krone sich gekauft hat. Er sagt, daß er sich dasselbe nicht zum Vergnügen gekauft hat, sondern zu zeigen, wie schön und still es fährt, auf daß andere Personen Lust bekommen, sich auch so eins zu kaufen. Bei mir hilft alles nichts; ich will keins. Karl Redig war letzte Woche ziemlich krank gewesen. Seine Frau hatte ihm die beste Behandlung gegeben, und sie weiß von solchen Sachen schon etwas, und doch hat es nichts geholfen. Der herbeigerufene Arzt hatte noch etwas mehr davon gewußt, wie solche Krankheit zu behandeln sei, und dann hatte es geholfen.

Bei Harry Dickmanns hat's zu ihrer Freude ein Töchterlein gegeben. Das werden sie sicherlich sehr viel schätzen.

Letzte Woche Dienstag nacht hatten wir einen tüchtigen Nordsturm, dann Freitag Nacht einen tüchtigen Regen. Es regnete sozusagen die ganze Nacht hindurch und letzte Nacht regnete es noch einmal wieder ganz gehörig. Heute nachmittag weht der Wind recht kühl vom Norden mit etwas Nassem.

Gestern feierte unsere Gemeinde hier Fußwaschung und das Abendmahl. Aeltester Schilling hielt eine sehr warme, zu Herzen gehende Predigt über die Liebe Gottes zu uns gefallenen sündigen Menschen. Die Aussprache der Geschwister war herzlich.

Freitag nachmittag gingen hier drei Züge mit Soldaten durch. „Hurra! hurra!" wurde gerufen. Es wurde gesagt, daß sie nach Mexico fahren. So um Mitternacht fuhr der vierte Zug durch. Will die Sache ernst werden?

Jacob Thomas.

Canada.

Saskatchewan.

Dunelm, Saskatchewan, den 27. März 1916. Das Wetter ist wechselhaft. Wasser läuft großartig viel, besonders in Schluchten und Flüssen. Der Weg ist schlecht zum Fahren, und mit den „freiwilligen" Soldaten das nimmt auch überhand. Das ist nicht mehr freiwillig, es wird meist mit Gewalt angeworben. Kürzlich fuhren auf dieser Zweigbahn von Swift Current 200 Soldaten bis Weingart. Dann haben sie versucht, alles mitzunehmen. So haben sie in Wymark einen Klassensohn mitgenommen. Der soll zu allem Ja gesagt haben, und hat sich auch einschreiben lassen zum Soldaten, und kann nicht einmal die englische Sprache. Er will jetzt gerne los. Bei Neville haben sie einen Leidingssohn eingeschrieben, nachdem man ihm zuviel Branntwein gegeben hatte. Und jetzt ist er tot gefunden worden, wohl vergiftet, weil es ihm leid wurde. Dies sind von unsern Mennonitensöhnen. So wird allerhand ausgedacht, um solche junge Leute anzulocken. (Es ist traurig, daß Mennonitensöhne sich durch Branntwein und ähnliche Dinge, die sie als Christen fliehen sollten, anlocken lassen. Ed.) Das heißt man dann „freiwillig". Hoffentlich weiß die Regierung nicht, daß sowas vorgeht. Ueberhaupt nimmt es mit allen Schlechtigkeiten überhand. Auch sollen sie in Neville ein Restaurant, welches einem Chinesen gehörte, geplündert haben. Jetzt wird alles genommen, was brauchbar ist, auch Knaben von 14 Jahren. Sie sagen, es fehlen solche, die laufen können. Hoffentlich gibt es bald ein Ende. Auch von Herbert sind mehrere hier im Soldatendienst. Es sollen schon über 400 Stück sein, die hier lernen. Alle Tage marschieren sie in der Stadt und müssen auch schießen lernen. Und obgleich es hier „trocken" ist, wird doch großartig getrunken.

Den 20. d. Mts. hatten wir Frühjahrsanfang, und abends wurde es sehr dunkel. Dann hatten wir starkes Gewitter bis 2 Uhr nachts und den 21. morgens regnete es hier; aber der Regen verwandelte sich in einen großen Schneesturm vom Nordwesten. Den ganzen Tag fiel der Schnee in Menge, daher haben wir wieder viel Wasser bekommen. Wenn es in Manitoba darnach auch Wasser geben soll, nach dem sie dort Schnee haben, dann gibt es viel. Denn hier ist das Wasser schon über einen Monat lang gelaufen. Manchmal war es übernacht auch eingefroren.

Seid alle gegrüßt,

Wm. Braun.

Aberdeen, Saskatchewan, den 14. März 1916. **Ich suche meine Brüder.** In Kansas City nahm ich eine Fahrkarte bis Marion, S. Dakota und fuhr 7 Uhr abends ab. 12 Uhr nachts kam ich in Marion an. Ich wollte schon bis zum Morgen im Depot bleiben, weil ich nirgends hin wußte; aber weil das nicht erlaubt wurde und da noch ein englischer Mann war, der nach dem Hotel wollte, in ein bereitstehendes Auto stieg und mich einlud, auch aufzusteigen, stieg ich auf und wir fuhren ab. Aber in meiner innern Unruhe fragte ich ihn, ob er mich würde nach K. Ehrlich fahren. Ich wußte aber nicht gut, ob er mich verstand. Aber beim Hotel stieg der Mann ab und ich blieb sitzen. Er sagte auch nichts, daß ich absteigen sollte, sondern fuhr über die Bahn und eine Brücke; es ging durch dick und dünn fort, so daß mir verschiedene Gedanken durch gingen, noch schneller als das Auto fuhr. Doch glaubte ich, daß des Herrn Hand mit mir war. Auf einmal hielt er an, und ich schaute auf und sahe in der Nähe ein Haus. Ich stieg ab und klopfte an die Tür, worauf von innen bald eine Stimme zu hören war, die fragte, wer da sei. Als ich meinen Namen genannt und gefragt hatte, ob ich hier bei Ehrlichs sei, hieß es: Ja, ich werde gleich Licht machen. Ich fragte dann den Fuhrmann was ich schuldig sei. „25 Cent," sagte er. Ich bezahlte ihn und er fuhr ab. Dann fühlte ich mich aufs neue dankbar, Gott gegenüber, daß er mich bewahrt und glücklich zu den lieben Geschwistern und noch dazu zu Blutsverwandten gebracht. Die Schw. Ehrlich ist meine Frau ihre Nichte. Die lieben Geschwister standen beide auf, und weil meine Schwester von Hillsboro sie davon in Kenntnis gesetzt hatte, daß ich kommen würde, so nahm es nicht lange, uns gegenseitig bekannt zu machen. Weil ich so freundliche Aufnahme fand, fühlte ich mich recht sehr wohl, daß ich nicht im Hotel geblieben war. Doch nach einigen Mitteilungen und weil es Nacht war, meinte die Schw. Ehrlich, daß sie mir wohl den größten Dienst erzeigen dürften, wenn sie mir das Bett anwiesen, daß ich noch ein wenig ausruhen könnte. Und als ich in meiner Stube allein war und dem Herrn von Herzen dankte, daß er mich bewahrt hatte, war mein Herz ganz erregt, daß ich nicht einschlafen konnte: erstlich, daß ich bei den lieben Geschwistern war, die vor 31 Jahren in Rußland unsere Gäste waren; und zweitens, daß ich nur 12 Meilen bis Hillsboro hatte, wo die Geschwister D. Pet. wohnen. Doch mit einmal war ich über all den Gedanken eingeschlafen, und ich schlief so fest und lange, daß sie schon Frühstück gegessen hatten, als ich erwachte. Als ich dann auch gefrühstückt und wir uns mehreres mitgeteilt hatten, ging Br. Ehrlich mit mir nach seinem Geschäft. Er hat eine Schlichtmühle und kauft auch die Produkte, welche die Farmer zu verkaufen haben, wie Weizen und die verschiedenen Arten von Corn, die sie dort im Süden pflanzen. Er phonte inzwischen nach D. Peters, Hillsboro, daß sie mit dem nächsten Zuge einen Gast zu erwarten hätten. Als ich Mittag gegessen hatte, ging ich um 1 Uhr zum Depot und nahm mir das Ticket für die letzte Strecke zu meinem mir gesteckten Ziel, Hillsboro, welches mir 22 Cents kostete. Es dauerte auch nicht mehr lange; 3 Uhr nachmittag war ich an Ort und Stelle angelangt.

Man macht sich dann schon vorher Pläne und fragt sich: Wirst du die Geschwister kennen und wie werden sie aussehen? Weil meine liebe Schwester geschrieben hatte, daß Schwag. Peters beim Stock gehe, dachte, daran würde ich ihn erkennen. Als der Zug dann stand und ich mit meinem Gepäck ausstieg, und nach einem Manne mit Stock ausschaute, wurde ich ihn gleich gewahr. Er sahe nicht ganz so aus, als ich ihn mir vorstellte, aber das freundliche Gesicht überzeugte mich gleich: Das muß er sein. Nachdem wir uns begrüßt hatten, marschierten wir ab, und als wir nahe zur Wohnung kamen, schaute die liebe Schwester schon aus, uns in Empfang zu nehmen. Das Begrüßen ging uns auch wohl so, wie es in 1. Pet. 1, 8 geschrieben ist.

In No. 10 sind zwei Druckfehler. Anstatt „überdrückt" soll „überbrückt" sein, und unten, wo ein „T" ist, soll ein „J" sein. (Wir möchten hier darauf aufmerksam machen, daß die meisten unserer Leser ein großes J. nach der hier in Amerika geltenden Schreibweise schreiben und nur wenige nach der in Rußland gebräuchlichen lateinischen Weise. Das lateinische Jot mit J mit dem Strich durch die Mitte sieht dem amerikanischen F. und das J. dem amerikanischen T. ähnlich. Wenn dann ein Schreiber statt seines Vornamens nur einen einzelnen Buchstaben, u. zwar ein Jot oder J. schreibt, sind wir nicht imstande zu unterscheiden, ob er J. resp. J. meint oder F. resp. T. Dem Fehler geht aber vorzubeugen, wenn man an den ersten Buchstaben noch die nächsten anhängt, etwa „Joh." oder „Jak." Uebrigens bitten wir um Nachsicht, wenn Fehler durch unsere Schuld sich einschleichen. Wir trachten darnach, alles richtig zu machen, doch entdecken wir immer wieder, daß der Weg zur Vollkommenheit für manche Leute sehr weit und beschwerlich ist. Ed.)

Fortsetzung folgt.

Joh Giesbrecht.

Alberta.

Stern, Alberta, den 31. März 1916. Wir möchten mit diesem durch die liebe Rundschau unserer lieben Schwester samt Familie (seinerzeit in Weatherford Okla., wohnhaft) grüßen und ihr samt vielen andern Altersgenossen zu wissen tun, daß wir immer noch da sind und das Ziel unserer Pilgerreise im Glauben nahe vor uns haben. Wer uns noch brieflich besuchen will, findet uns unter obiger Adresse, und wird uns willkommen sein.

Die Witterung war bis heute winterlich und im Januar für uns Alte recht hart.

Gegenwärtig werden wir von einigen zudringlichen patriotischen Nachbarn aufgefordert, Grund zu geben, warum wir uns nicht an ihrem „Fond" betätigen wollen. Wir glauben ohne dem patriotisch genug für Canada zu sein; aber unbedingt mehr für das Friedensreich Christi. Das Büchlein unter diesem Namen von mir zuerst in Rußland in Druck gegeben, war auch bis jetzt nicht ganz vergriffen, und noch einige wenige Exemplare übrig.

Möge der patriotische Geist für das Friedensreich Christi uns beleben

Mit Elias heil'ger Strenge,
Wenn den Götzen dieser Zeit
Die verführte blinde Menge
Tempel und Altäre weiht,
Daß wir nie vor ihnen beugen
Haupt und Knie, auch nicht zum Schein;
Sondern fest als Christi Zeugen
Dastehn, wenn auch ganz allein.

Das wünscht von Herzen allen treuen Mitstreitern der Unterzeichnete.

Peter Töws.

Briefe aus Rußland.

(Wir entnehmen dies dem „Herold", weil wir wissen, daß viele unsrer Leser mit den Schwerbetroffenen mitfühlen werden. Der Herold nimmt es uns wohl nicht übel, daß wir uns diesmal soviel Freiheit nehmen. Ed.)

Hydro, Okla., den 23 März, 1916 Werter Editor!

Beiliegend findest Du einen Brief, den Br. W. Penner, Chiwa, an Verwandte nach Rußland geschrieben. Diese schickten ihn dann nach Amerika. Da nun hier in Amerika recht viele Freunde sind, die gerne etwas von dem Ergehen Schwager Riesens hören möchten und in diesem Brief doch ausführlicher beschreiben wie Schwager Riesen in die Gefangenschaft und die so traurige Lage gekommen ist. (Nämlich Schw. Riesen befand sich bei Ausbruch des Krieges in Deutschland zum Besuch, und auf seiner Rückreise wurde er an der Grenze von Chiwa verhaftet), möchten wir Dich ersuchen und bitten diese Briefe im Herold aufzu nehmen. Der andere Brief ist von Schwester Anna selbst, den wir auch auf dem oben angeführten Wege erhielten. Vorige Woche erhielten wir dann durch eine Karte von Schwester A. direkt von Chiwa die Fortsetzung des Berichtes. Wie es enden wird, können wir alle noch nicht absehen, aber seines Alters wegen können wir kaum annehmen, daß er die Strapazen durchmachen kann, denn er hat den 6. März bereits die 60. überschritten.

Grüßend,

Peter Nachtigall.

Ak-Metschet, den 25. Oktober, 1915.

Liebe Schwägerin!

Meinen herzlichen Dank für Deinen Gruß an mich in Penners Brief. O, wie wohl tut's dem Herzen, wenn es weiß, in der Ferne sind auch noch teilnehmende Herzen, die unser gedenken. Noch 7 Tage, dann ist es ein Jahr, als mein l. Mann arretiert wurde. Seine Sachen aus Tschardschai wurden alle zurückgeschickt, außer seinen Paß und der unselige Brief von Jakob Quiring, welcher viel an dem Unglück meines l. Mannes beiträgt. In seiner Taschenbibel fand ich einen Zettel für mich. Da schreibt mein Emil — Liebe Anna, da ich arretiert bin, weswegen? weiß Gott! so befehl ich dich dem l. Gott. Suche sein Angesicht auch für mich. Er wird's wohl machen. — Und welche bittere Erfahrungen folgten ihm auf dem Fuß? — — Den 14. d. M. sind es 16 Monate gewesen, als mein l. Mann von zu Hause wegfuhr. Den 30. Juni dieses Jahres fuhr Ohm Penner und ich nach Samarkant und kamen dort den 11. Juli an. Ich durfte denselben Tag meinen l. Mann sehen — ach, liebe Schw. unvergeßlich sind mir die Augenblicke, sein Haar war weißer geworden, abgehärmt mit Tränen in den Augen. Viermal wurden wir vorgelassen, je eine halbe Stunde. Wie kostbar waren mir diese Minuten — Ist denn keine Hoffnung, keine Errettung möglich? Emils Hoffnung war noch die, daß die Herren ihn gefragt hätten: Aus welchem Gouvernement er war. Und so sprach Emil seine Hoffnung aus, es könnte vielleicht doch so abgehen ohne den beschwerlichen Weg und zwar mit Handschellen, Fußfessel hatten sie ihm in letzter Zeit schon angelegt. Bekam aber jetzt einen Brief, in dem er schreibt: — Endlich kann ich Dir schreiben, daß ich heute, den 7. September nach Sibirien überführt werde in das Jeniser Gouvernement, auf welche Stelle weiß ich noch nicht. Die Zukunft liegt dunkel vor mir. Allein es wird nach dem 23. Psalm gehen. Fest hoffe ich, daß auch in Zukunft (wie bis dahin) Gottes Vaterliebe mich nicht lassen wird. Und so tragen wir den Isaak auf den Opferalter. Das Weitere weiß Gott. (Bis hier mein M.)

Ich hatte an Herrn Pettner Prokoror in Samarkant geschrieben. Ich bat ihn herzlich um Aufschluß ob noch Hoffnung für meinen l. Mann wär, und bekam ich vor 14 Tagen ein amtliches Schreiben, ich möchte mich an eine höhere Pravleniju wenden. Wie wir es jetzt machen werden, weiß ich noch nicht. Aber das weiß ich, daß Gott der Herr uns nicht mehr wird auflegen, wie wir imstande sein werden zu tragen. Mein l. Mann dankte noch besonders für Deine Briefe und ließ Euch grüßen und so seid auch herzlich gegrüßt von eurer Anna Riesen. Jetzt die Karte. Geschrieben den 10. Januar, 1916 alten Stils.

Liebe Geschwister! Wünsche Euch Gottes Segen zu dem bereits schon begonnenen Jahr. Was wird es uns bringen? Doch! Eine feste Burg ist unser Gott. Und Psalm 121: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen von welchen mir Hilfe kommt usw. Mein l. Emil befindet sich auf der Fußwanderschaft unter Eskorte nach der Keschemsker Wollost (Jeniser Gouvernement) habe seit dem 10. Dezember, 1915 noch keine Nachricht von ihm. Doch Gottes Vatergüte wird auch ihn nicht verlassen. In unserm kl. Dörfchen geht's den gewöhnlichen Gang, nur daß alles sehr teuer wird. Br. Heinrich arbeitet und Peter hilft bei der Holzarbeit. Den Wunsch Lehrer zu werden, hat er aufgegeben. Wie lange ich noch hier in Chiwa bleibe, weiß Gott allein.. Herr Dein Wille geschehe.

In herzl. Liebe

Eure Tante.

Teure Geschwister in dem Herrn!

Meine Frau sagte ich müsse schreiben, besonders da Du, liebe Schwägerin wegen Br. Riesen anfragst, und wir (Frau R. und ich) im Juli ihn doch in Samarkant besucht haben. Will denn versuchen einiges zu berichten. Tiefe sehr tiefe Wege sind es, die der Herr mit Riesen geht. Einige wenige und vielleicht unvorsichtig ausgesprochene Worte, die im Gespräch mit einem Soldaten in Tscharolkui (einen Tartaren aus Chiwa) hat fallen lassen — daß nun Bruder gegen Bruder (so der Tartare gegen die Türken) kämpfen müssen — wovon eine russische Frau (ebenfalls aus Chiwa) Ohrenzeugin war, ist der Grund, warum Br. R. so hart verurteilt worden ist. Auch hat ein Brief von Jakob Quiring, den man

Fortsetzung auf Seite 12.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für Amerika $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA.
U. S. A.

12. April 1916.

Editorielles.

— Der alte Br. J. W. Fast, Jansen, Nebraska, hielt sich eine Zeitlang bei den Kindern in Minnesota auf, ist aber seit dem 24. März wieder in der Heimat in Jansen. Er schreibt den 27. März: „Hier ist wunderschönes Wetter, während es in Minnesota bei vielem Schnee sehr kalt ist."

— Der Palmsonntag ist ein Gedenktag an jene große Begebenheit, bei welcher das jüdische Volk, dem Anscheine nach mit Freuden und in Einmütigkeit, Jesum als König von Israel ausrief, dasselbe Volk, dessen Hohepriester kurze Zeit später zu Pilatus sprachen: Schreibe nicht: „Der Juden König"; sondern, daß er gesagt habe: „Ich bin der Juden König."

— Nach den bis jetzt erhaltenen Nachrichten, ist der Bandenführer Villa noch nicht von der amerikanischen Verfolgungsexpedition eingefangen. Die „Falle", die man ihm gestellt hatte, war wohl zugeklappt, aber das Wild war nicht darin als man nachsahe. Ebenso lasen wir von dem „Netz" das man ihm gestellt habe und in welches er sicher gefangen werden müsse; er ist auch darin nicht gefangen worden. Hoffen wir, daß sich die ungefährliche und unscheinbare Expedition nicht in einen gefährlichen Krieg verwandelt.

— Wenn wir an all den Widerstand denken, den die Juden samt ihren Obersten und Hohenpriestern unserm Herrn und Heiland während seiner Lehrzeit auf Erden immer wieder entgegensetzten, und uns dann plötzlich hineinversetzten in die vollständig veränderte Lage, die sich uns bei dem Einzuge des Herrn in Jerusalem darbietet, werden wir fast überwältigt von den Gefühlen, über die wundervolle Aussicht, welche sich da für den vermeintlichen König des irdischen Reiches Israel auftut, und über den plötzlichen Durchbruch des bis dahin in Dunkel und Finsternis gefangenen Volkes der Juden zum hellen Licht des vollen Tages. Man möchte mit dem Volke hinausgehen und einstimmen in das „Hosianna! Gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn, ein König von Israel." Aber wir wissen, was darnach folgte, und folgen mußte: Jesus kam nicht, ein irdisches Reich auf den Trümmern des alten Reiches Israel aufzurichten, sondern zu erfüllen was von Ewigkeit her in Gottes Ratschluß inbezug des geistlichen Königreichs vom Himmel vorgesehen war. Darum kann uns nicht der Jubel des Volkes fortreißen, sondern unser Blick bleibt auf Jesum selbst haften, dessen Auge über das Alles hinwegsieht und weint über die Blindheit der armen Juden, die nicht erkennen, was zu ihrem Frieden dienet, sondern befangen in eigenem Planen und Wünschen sich durch unberechtigte Hoffnungen hinreißen lassen im törichten Wahn, Des Volkes Wille sei Gottes Wille. Wir jubeln unserm Könige zwar auch zu, doch der Grund unsers Jubels ist ein anderer. Wir sehen in unserem Könige nicht den Besieger weltlicher Königreiche, sondern den, der in seiner Niedrigkeit erhaben ist, der dem Tode die Macht genommen hat, der, nachdem er gehorsam war bis zum Tode am Kreuz, uns mit seinem Blut gewaschen von unsern Sünden und vor Gott angenehm gemacht hat.

— Auf einem Missionsfest in Basel hatte ein Redner unter anderm von einem reichen Herzog erzählt, der der Mission jährlich 200,000 Mark spende, und hatte zum Schluß gesagt: „Solange es noch solche Herzöge gibt, hat es für das Missionswerk keine Not!" Darauf erhob sich ein anderer und erzählte von einem Ziegenhirten, der eines Tages für die Mission 100 Mark brachte. Als der Kassierer sich wunderte, daß ein armer Ziegenhirte solch große Summe für die Mission geben könne und ihm die Befürchtung aussprach, daß er vielleicht zu viel gegeben haben dürfte, sagte der arme Hirte, hundert Mark seien sein Jahreslohn, den er, da er sonst zu leben habe, der Mission bringen wolle. Und dieser Redner schloß mit den Worten: „Solange es solche Ziegenhirten gibt, hat es mit der Mission keine Not!" — Solch ein Missionssinn ist ermutigend, und doch reichen diese beiden noch nicht an die Witwe des Evangeliums, welche mit den zwei Scherflein ihre ganze Nahrung einlegte in den Gotteskasten, wenngleich sie durch ihr Beispiel schon manchen „Wohltäter" beschämen mögen.

— In Europa geht der Krieg seinen gewohnten Gang weiter, d. h. die Berichte lauten so, wie wir sie seit langer Zeit schon kennen. Die Zentralmächte behaupten im großen ganzen ihre Stellungen oder machen hier und dort einigen Fortschritt, während die Alliierten langsam Stellung um Stellung verlieren, doch ab und zu einmal einige deutsche Stellungen erobern und, wenigstens vorübergehend, besetzen. An der russischen Front wurde in letzter Zeit hart gekämpft und das Endergebnis des Kampfes ist noch nicht bekannt. Im Innern Rußlands soll hier und dort Aufruhr sein, und Rußlands Gegner sind geneigt, daraus auf einen baldigen Zusammenbruch der russischen Politik zu schließen, doch mag es mit dem Aufruhr dort nicht viel mehr auf sich haben, als bei uns die von Zeit zu Zeit auftretenden Arbeiterunruhen. Wie es unsern Mennoniten dort tatsächlich ergeht, können wir jetzt nicht erfahren. Die Briefe, welche hin und wieder herüber kommen, lassen wohl erkennen, daß nicht alles, was ihnen dort schwer auf dem Herzen liegt, über die Grenze gehen darf. Folglich erfahren wir nur das, was dem Zensor beliebt, uns wissen zu lassen. Doch ist damit noch nicht gesagt, daß ihre Lage so schwarz ist, wie wir sie uns unter solchen Umständen vorzustellen geneigt sind. Hoffen wir, daß Gott sein Auge über sie offen hält und ihre Prüfung nicht zu schwer werden läßt. In dieser Nummer bringen wir einige Briefe von Rußland, die wir dem Herold von Newton, Kansas, entnommen haben. Manche der Leser werden die Schreiber wenigstens aus unsern mennonitischen Blättern und wahrscheinlich aus Briefen kennen.

— Man will die Beobachtung gemacht haben, daß den Matrosen die auf dem Schiffe so liegen, daß ihr Gesicht den Strahlen des Mondes ausgesetzt ist, durch Einwirkung dieser Strahlen der Mund krumm verzogen und die Muskeln krampfhaft verdreht werden. Einige haben dadurch an ihrem Sehvermögen gelitten oder dasselbe auf mehrere Monate verloren. Manche wollen beobachtet haben, daß sich auch der Geist bei solchen abstumpft, die sich bei Nacht dem Mondlicht ausgesetzt haben. Das klingt alles etwas mittelalterlich, mag aber immerhin etwas Wahrheit in sich haben, wenn wir auch dem übrigen Teil des Berichts, dem wir dieses entnehmen, keinen Glauben

schenken können und ihn daher nicht wiedergeben. Doch wichtiger wie der Einfluß des Mondes auf den Körper und Geist des Menschen sind Einflüsse solcher Menschen, die auch scheinen; aber nicht so scheinen, wie Jünger des Heilandes, als Lichter der Welt, damit sie die Blicke anderer nach oben lenken zu dem, der das wahre Licht der Welt ist, sondern, welche die Augen ihrer Mitmenschen von dem wahren und ewigen Licht ab und auf sich lenken, ihre Sinne verkehren und sie zuletzt zu Fall bringen. Viel ist bereits über die falsche Wissenschaft geschrieben und gesprochen worden, welche es sich zur Aufgabe macht, ohne Umschweife den lebendigen Gott zu verleugnen und ihre Verleugnung damit zu begründen, daß sie vorgibt, nachweisen zu können, daß alles was da ist, was wir mit unsern Sinnen fassen können, von selbst, nach gewissen, von ihr erforschten Naturgesetzen, entstanden ist. Diese Wissenschaft ist eine große Macht und viele sind durch sie vom rechten Wege abgelenkt worden. Viele, die hie und da etwas von ungläubigen Professoren und Gelehrten, wirklichen oder eingebildeten, gehört und gelesen haben, meinen, es habe damit nicht viel auf sich, ein gewöhnlicher Farmer oder Handwerker oder auch ein Arbeiter, d. h. irgendein Mensch, der nicht auf den Titel „Gelehrter" Anspruch machen kann, sei vollkommen befähigt, diese Gottesleugner in ihrer eigenen Rede zu fangen, daß dieselben beschämt von dannen ziehen müssen. Wenn Gott seine Jünger in solch einen Kampf hinein schickt, wird er ihnen auch Weisheit und Kraft geben, den Sieg zu gewinnen. Wer sich jedoch auf sein Laientum verläßt, wird, wenn es wirklich zu einem Kampf kommen sollte, sich nur lächerlich machen oder auf dem ihm fremden Gebiet in Gefahr kommen, von dem falschen Licht geblendet zu werden, um schließlich mit verkehrtem Sinne und verstörtem Geist ins Verderben zu stürzen. Es gibt auch eine wirkliche Wissenschaft, die nichts mit dem Gotteslengnertum zu schaffen hat. Wenn von Bildung die Rede ist, braucht man nicht immer gleich an jene wilden Auswüchse zu denken. Aber auch diese, wenn mißbraucht, kann von Gott abführen, wenn man außer acht läßt, daß derselben Grenzen gezogen sind, die sie nicht überschreiten kann und darf. Wer sich durch die Wissenschaft, die er zu besitzen meint, verleiten läßt, Gottes Offenbarungen zu korrigieren, irrt vom Pfade wirklichen Wissens ab und begibt sich auf den Boden der Einbildung, mögen sich seine Erklärungen und Behauptungen noch so einleuchtend und nüchtern anhören. Es gibt viel Lichter in dieser Welt, die an ihrem Platz ihren Zweck erfüllen solange sie sich mit dem ihnen zugewiesenen Platze begnügen, oder solange ihr Leuchten von den Menschen nicht überschätzt wird; sobald man aber das Geschöpf oder das Werk des Geschöpfes höher stellt als den Schöpfer, leidet der Geist und der Mund wird verzogen, daß er Dinge redet, die der geraden Wahrheit zuwiderlaufen. Die Sonne dieser Welt und, wenn man will, der Mond schaden unter Umständen dem, der sich ihrem Licht zu sehr aussetzt, aber Jesus, die Sonne der Gerechtigkeit, schadet nicht, wenn man sich ihm völlig übergibt und seinen vollen Einfluß auf sich einwirken läßt.

Aus Mennonitischen Kreisen.

D. A. Friesen, Jansen Nebraska, schreibt, daß sie alle verhältnismäßig gesund sind, das Wetter schön ist und die Leute Hafer säen.

Jakob Friesen, 290, Winkler, Manitoba, berichtet: „Wir haben viel Schnee, aber gegenwärtig geringen Frost bei Nacht; am Tage ist es beinahe „gelinde". Es sieht nach Ackern aus."

Frau Margaretha G. Kröker schreibt den 29. März: „Werter Editor! Einliegend findest du die Zahlung für die Rundschau. Wir lesen sie sehr gern und möchten nicht ohne sie sein. Das Wetter ist jetzt sehr windig und es fehlt an Regen. Hoffentlich bekommen wir bald einen schönen Regen. Freunde und alle Rundschauleser herzlich grüßend verbleiben wir M. und G. Kröker."

Witwe Heinrich Buller, Parker, S. Dakota, schreibt: „Es gefiel dem Herrn, meinen lieben Mann abzurufen, um ihn in sein besseres Reich zu versetzen, wo kein Leid mehr sein wird. Es war den 2. März, als mein lieber Mann starb. — Heinrich Buller ist geboren 1834, den 25. Juli. —Weil ich gedenke, den 1. Mai von hier weg zu gehen, so werde ich meine Adresse bei meinem Sohne W. J. Martens, Route 4, Mountain Lake, Minnesota, haben."

Peter D. Derksen, Chinook, Montana berichtet den 23. März: „Wir ziehen wieder auf unser Land, daher möchten sich alle unsere lieben Geschwister, Eltern, Freunde, Verwandte und Bekannte merken, daß unsere Adresse weiterhin Cherry Ridge, Montana sein sein wird. Wir sind gesund. Der Winter ist vorbei und der Frühling hat begonnen. Wir haben sehr schönes Wetter, aber es ist sehr naß. Zum Schluß grüßen wir Editor und Leser mit Matth. 11, 12. P. D. und Gertruda Derksen."

Peter Quiring, Henderson, Nebraska, teilte uns in einem Brief vom 23. März aus Reedley, California, folgendes mit: „Wir sind, so der Herr es auch so will, noch fünf Monate hier bei unsern Kindern C. C. Harms. Die Witterung ist schön; die meisten Bäume haben ausgeblüht. Wir wässerten gestern, aber heute als wir aufstanden, wässerte der Herr; es hat heute schon schön geregnet. — Wir wollen nachmittag zur Hochzeit fahren. Die Glücklichen sind Peter T. Harms' Tochter Margaretha und Br. Heinrich Warkentin. Eure Geschwister in Christo, P. und Anna Quiring."

Joh. Giesbrecht, Aberdeen, Saskatchewan, schreibt den 21. März: „Von hier wäre zu berichten, das der Winter noch immer mutig seine Aufgabe tut. Gestern war es so schön, daß die Kinder draußen spielten, und heute ist solch Schneegestöber, daß die Kinder nicht zur Schule fahren können. Der Gesundheitszustand ist soviel mir bekannt ist, befriedigend. Meine l. Geschwister C. Hein in Oklahoma, was macht ihr, habt ihr den Brief von Manitoba und die Karte von unterwegs nicht erhalten? Schreibt doch einen langen Brief und seid herzlich gegrüßt. Johann und H. G.-zes und auch die kleine Linda —, ich wünsche, wir beide könnten noch wieder einmal marschieren."

G. S. Friesen, Edmonton, Alberta, Canada, schreibt, den 27. März: „Wir sehen heutzutage viele von den grauen Königshelden. Sie werden sehr „eingelernt". Wenn so bis tausend Mann durch die Straße vorüberziehen, sieht es ganz majestätisch. Sie waren auch schon etwas lustig, indem sie hier und dort etwas Trubbel machten. Doch jetzt gehen ein Teil ab zur Front, und viele werden auf die Farm zur Arbeit gehen, solange bis sie gerufen werden. Wenn man so in die Zukunft schaut, sieht es dunkel aus. An das Ende der Welt wird nicht gedacht. Und der Herr Jesus wird bald kommen; die Zeichen der Zeit sind hier. Aber er wird nicht kommen, hier noch Friede zu lehren; das hat er getan, weil er auf Erden war. Wer Jesum heute nachfolgt, hat den Frieden, den er uns gebracht, und das ist das Friedensreich in uns: Von Sünden erlöst und geheiligt durch das Wasserbad im Worte Gottes."

Adreßveränderung.

John H. Fast, Chinook, Montana, ist ferner zu adressieren: Hydro, Montana.

Sibirischer Hülfsfond.

Insgesammt sind bis jetzt	$59366.51
eingegangen und verausgabt	57969.07
Es verbleiben somit	1397.44

in den Händen des Hülfskomitees.

Die Versendung der Liebesgaben ist zur Zeit wegen der hohen Fracht, so gut wie ausgeschlossen. Das Komitee ist bemüht Mittel und Wege zu finden, um die Versendung zu einer angemessenen Rate möglich zu machen.

Erfreulich ist die von der Hülfsaktion in Tientsin eingegangene Nachricht, daß über 6000 Tonnen Liebesgaben, die in Wladiwostok eingegangen waren, zur Verteilung gelangt sind. Die Hülfsaktion fügt hinzu, **mit gutem Gewissen** kann man den mildherzigen Stammesgenossen in Amerika, die das Hülfswerk in reichem Masse unterstützen versichern, daß die Liebesgaben **ihr Ziel erreichen.** Erschütternd sind jedoch die Berichte, die immer mehr durchsickern und von entsetzlichen Leiden und Entbehrungen der unglücklichen Gefangenen Kunde bringen. Es heißt wörtlich; in einem mir vorliegenden Bericht: „die Lage wird mit jedem Tag ernster, zumal die Mittel zur Unterstützung ausgehen. Auf einem Transport von 3000 Civilgefangenen in Güterwagen, in denen je 40. bis 50 Menschen auf sechstätige Fahrzeit zur Versendung gelangten, waren nicht die geringsten Vorbereitungen für Transport getroffen worden. Alle lagen bei furchtbarer Kälte auf dem nackten Fußboden; viele hatten keine Lebensmittel und auf keinem Bahnhof wurden solche verabreicht. Zwei Geburtsfälle kamen auf diesem entsetzlichen Transport vor."

In einem anderen Bericht heißt es: „Keiner von den Kriegsgefangenen besitzt eine Decke. Keiner hat Wäsche; die Fußbekleidung ist bei allen sehr minimal; fast über 20 prozent haben überhaupt ni[illegible] Füßen, kaum 30 Proz[illegible], die Uniformen sind alle [illegible], verschlissen. Stoff zum Ausflicken und Nähzeug gibt es nicht. Nahrung ist auch absolut ungenügend, je 5 Mann erhalten ein Schwarzbrot, dasselbe ist sonst die Portion von 2 russischen Soldaten; nach Abzug des Brotpreises bleibt pro Mann pro Tag die Summe von 5 Kopeken übrig, 4½ Kopeken kostet das Fleisch, also eine halbe Kopeke kann für Kartoffel, Gemüse, etc. ausge[illegible]den. Dabei sind alle Preise sehr gestiegen. — Wieviel so ein armer Soldat bekommt, kann man sich leicht vorstellen. — Auch die Krankheiten greifen sehr um sich. 30 Prozent der Mannschaft sind an Skorbut erkrankt, Debelitas, Nierenleiden und Tuberkulose fordern unzählige Opfer, dazu kommt seit 3 Wochen in verstärktem Masse der furchtbare Flecktyphus. Hier liegen allein von 10,000 Mann 1,700 begraben!

Die Lager sind klein, 500 Mann sind in einem Saal gepfercht, in 2 Etagen sind Holzpritschen, ohne Decke müssen sie liegen in der Nacht geht die Temperatur auf 30 Grad Reaumur herunter."

Angesichts dieser Tatsachen darf unsere Hülfstätigkeit nicht erlahmen. Die Hilfsaktion in Tientsin schließt ihren Bericht mit den Worten: „Wir hoffen sehr auf weitere Hülfe aus Amerika."

Fortsetzung von Seite 9.

bei R. gefunden, nicht wenig dazu beigetragen, sein Urteil zu verschärfen. O. hat sich wohl in einem ziemlich langen Brief an R. in recht abfälligen Worten besonders gegen die Russische Regierung ausgesprochen. Die schärfsten Aussprüche wurden vor Gericht übersetzt und vorgelesen. Br. R. bat man möchte den ganzen Brief vorlesen, denn dann wäre es erwiesen gewesen, daß O. gerade gegen Riesen sich in solcher Weise aussprach. Der Prokuror aber erwiderte, das täte nichts zur Sache — so unterblieb's und R. stand da als ein Feind Rußlands, waren solche Worte doch von einem Bruder geschrieben (Anrede „Lieber Bruder Riesen"). Das Urteil lautete demnach auf Verschickung, Verlust der Standesehre und Zahlung der Gerichtskosten. Das ist rasch gesagt, schrieb damals Br. R. in seinem Brief, „allein was damit verbunden ist, weiß ich selbst noch nicht! Allein unerschütterlich fest weiß ich, daß es nicht mehr ist, als der Herr zuläßt, und wir im stande sein werden zu ertragen. Deshalb bitte ich dich (an seine Frau) um unseres hochgelobten Heilands willen, laß uns nicht murren, uns nicht hingeben dem trostlosen Schmerz! Ich ertrag' diesen Schlag leichter als ich es mir selbst vorstellte. Ihm sei Lob und Preis! Der Brief war russisch geschrieben und lange nach dem Urteilsspruch. — Wenn es möglich gewesen wäre, hätte ich sogleich — — geschrieben. Ich liebe es nicht bei den Leuten das herauszupressen, was sie nicht gerne tun. Ich bin nicht eigensinnig, mich leitet ein anderer Grund. — — Ich hatte auch die Absicht nicht gehabt, daß mich vor dem Gericht ein Verteidiger verteidige (Da kann ich Br. R. nicht ganz beistimmen, er hat ja die Mittel und hätte sich wohl einen Advokaten nehmen dürfen,) allein Wohlgesinnte in Tschardshui sagten mir, daß man es mir auf dem Gericht für deutschen Starrsinn auslegen würde — und so bat ich nun den von der Krone angestellten Verteidiger, allein er hat nicht ein Wort zu meinen Gunsten ausgesprochen, und ich bin damit auch ganz zufrieden. Ich habe wenige Fakta zu meinem Nutzen angeführt, weshalb auch der Herr Untersuchungsrichter absagte, irgend welche Erkundigung meiner Vergangenheit zu sammeln, jedoch ohne Erfolg. So habe ich auch aus Tschard. eine kurze Bittschrift an den Taschkenter Gouverneur, Seine Excellenz H. Halkin gerichtet — allein ohne Erfolg. — (Und so führe ich, besser trage ich) den Isaak auf den Opferaltar. Das weitere weiß Gott. Jetzt wäre es mir wünschenswert, Dich zu sehen und mit Dir zu sprechen, und wenn es nur einige Worte wäre. (Vielleicht daß Br. Penner mit Dir käme so waren meine Gedanken) allein wie es dem Allerhöchsten gefällt."

Bis so weit aus Br. Riesens Brief. Diese letzten Worte nun waren die Veranlassung mit Frau R. zu fahren. Ich konnte mich diesesmal nur schlecht dazu entscheiden. Meine Frau und auch der größte Teil der Gemeinde wollten mich nicht fahren lassen, denn die Unruhen waren — und sind — auch bei uns ziemlich groß. — Russisches Militär hat Chiwa besetzt um die aufständigen Jemuden (Turkannen) abzuhalten, die jedoch schon einige Städte (wie Taschaut, Gurlia u. a.) genommen und trotz der Russen auch besetzt halten. Gott der Herr weiß, wie noch alles werden wird. Jedoch wir fuhren und ich bin nun froh, daß wir gefahren waren. Die Hitze war zwar furchtbar groß — ich wurde ganz krank. — Es hat jedoch gegangen. Dort in Samarkant durfte ich die schon so lange entbehrte Bergluft wieder atmen und zurück hatten wir Wind auf der Schiffahrt.

Den letzten Juni fuhren wir von hier ab nach Petro-Alex. gingen den 3. Juli aufs Schiff — kamen den 10. nach Tschardshui und waren dann den 11. in Samar. Da ich gute Empfehlungen mithatte kamen wir auch bald vor und durften ihn die 4 Tage unsers Dortseins jeden Tag auf eine halbe Stunde besuchen — Das waren eigene Augenblicke. — Freude und Schmerz durchzogen die Herzen. Br. R. ist gebeugt und doch gefaßt. Er nimmt es aus der Hand des Herrn— der Herr stärke ihm den Glauben! — Die Beamten kamen im allgemeinen uns wohlwollend entgegen. Das Urteil lautet: Auf freie Verbannung nach Sibirien.

Allein wie und wann, alles noch unbekannt. — Frau R. hat sich entschlossen, wenn Br. R. überführt ist, auch zu übersiedeln und mit ihrem Mann das Los zu teilen. — Den 14. abends fuhren wir wieder ab; kamen den 15. aufs Schiff, d. 19.

früh nach Peter-Alex, und waren des abends in Ackmetschet.— Frau R. hatte nun schon zweimal zurück geschrieben und auch Sachen hingeschickt — von dort, aber kam keine Nachricht — bis nun vorgestern endlich der erste Brief kam. — und wieder mehr in die Tiefe geht der Weg — auf Befehl des Natschalniks des Gefängnisses sind Br. R. Fußschellen angelegt worden — vom Weiterschicken aber nichts bekannt! —

Ich habe auch hin und her gedacht, was man tun könnte, hatte auch schon einmal eine Bittschrift fertig an den Herrn General in Chiwa, aber man riet mir ab — da das Urteil bestätigt — könne nur ein Allerhöchster Gnadenakt nachgesucht werden — und das wäre in gegenwärtiger Zeit — — — — — — — — — — Sollte aber in Eurem Wollostamt gerichtlich nachgefragt werden wegen der Persönlichkeit Br. R. (Br. R. sagte, daß er um seinen früheren Aufenthaltsort jüngst befragt worden wäre) dann wäre ja Gelegenheit vielleicht von Euch aus etwas für Br. R. zu machen. Und nun dem Herrn befohlen. Der Herr schenke uns rechtes Gebet und Fürbitte!

Herzlichen Gruß an Euch und Eure Kinder, Alle! In Liebe

Wilhelm Penner.

Ein Tag in einer Räuberhöhle.

(Schluß.)

Die armenischen Mädchen weinten bitterlich, sich an Schw. Helene anklammernd, flehten sie: „Behüte uns!"

„Wollen die Damen sich setzen," sagte ein Räuber, indem er eine wollene Decke, die er aus Schw. Helenes Satteltasche herausgenommen hatte, auf der Erde ausbreitete.

„Wir wollen Sie nur für etwa 2 Stunden zurückhalten," bemerkte ein zweiter höflich, während ein dritter große Freundschaft markierte und Zigaretten anbot. Als diese abgelehnt wurden, kam er in einigen Minuten zurück und drängte uns, Trauben zu essen, die er aus dem Korbe eines Reisenden genommen hatte. „Sind Sie Doktor, können Sie diesen Mann besser machen?" fragte er Schw. Helene. Da ihr Türkisch sehr schwach war, antwortete sie durch ihren Maultiertreiber.

Nachdem sie allerlei Fragen gestellt hatten, wies ein Räuber auf ein armenisches Mädchen und bemerkte: „Die ist zu gut, um Krankenpflegerin zu werden, ich will sie heiraten." Aber das erwählte Mädchen weinte bitterlich und flüsterte zu Schw. Helene: „Wenn ich Schmutz in mein Gesicht streiche, wird es mich nicht so häßlich machen, daß er mich nicht haben will?"

So strichen vier Stunden dahin, und die erschreckten Reisenden mußten zusehen, wie ihre Maultiere angebunden und ihre Sachen durchsucht und durchwühlt wurden. Als sie Schw. Helenes Sachen untersuchten, sagten sie: „Wir wollen Geld haben," und als sie ihnen ihr ganzes Vermögen von etwa 14 Mark gab, war es ihnen zu wenig; sie hatten Gold erwartet.

Das Mädchen, welches Krankenpflege zu lernen ging, mußte zusehen, wie all ihr kostbares Eigentum, Kleider sowohl als Geld, genommen wurde. Den anderen wurden die Kleider und auch die Uhr genommen, und dem Knaben blieben nur die Kleider, die er trug. Doch das meiste verlor Schw. Helene; denn nachdem sie ihre Sachen und Essen genommen hatten, bemerkten sie, daß auch beabsichtigt wurde, ihr Pferd zu behalten, ferner den Sattel, der den amerikanischen Missionaren gehörte.

Aber was war das? War es nicht der Schall von Hufen? O wie die Gefangenen horchten und nach Befreiung ausschauten. Noch mehr Gefangene, seufzten sie, als einige Räuber mit einer armen armenischen Familie herankamen, die auf dem Wege nach Everek war, um dort Arbeit zu suchen; auch sie wurden ergriffen und in die Räuberhöhle gebracht.

Die Männer sprachen davon, eins der Mädchen zu nehmen, und als Schw. Helene im besten Türkisch, das sie stammeln konnte, ihren Unwillen darüber aussprach, drohten sie ihr, auch sie nehmen zu wollen. „Das dürft Ihr nicht," sagte sie, wißt Ihr auch, daß man von England Boten schicken wird, mich zu suchen? Ihr könnt mit den Fremden nicht machen, was Ihr wollt." Die ganze Zeit betete sie: „O Herr, hab Erbarmen mit uns und lenke das Herz dieser grausamen Räuber, daß sie uns loslassen."

Endlich, als sich der Tag schon neigte, sagte man allen Gefangenen, daß sie gehen könnten. Aber unsere Reise fortzusetzen war mit großen Schwierigkeiten verknüpft; denn ein Pferd hatten sie uns genommen, und einem Maultier die Hufeisen. So war das arme Tier gezwungen, den zwölfstündigen felsigen Weg barfuß zu gehen..

Doch wie auch alles sein mochte, und wenn sie auch alles zählten, was sie verloren hatten, so waren doch alle glücklich, daß sie mit dem Leben davongekommen waren. Auch erfuhren sie, daß die Räuber Schw. H. Pferd bereitgehalten hatten, ein Mädchen zu entführen. „Ihre Gegenwart hat uns gerettet," sagten die Mädchen, denn die hören auf Fremde, wie sie es nie auf uns tun würden.

Schließlich war Everek erreicht, und von verschiedenen Plätzen wurden Soldaten geschickt, die Räuber zu fangen. Am selben Tag wurden auch noch andere Reisende beraubt, und den toten Körper eines Tscherkessen fand man in der Räuberhöhle.

Trotz aller Verluste an ihrem Eigentum, waren doch alle glücklich und dankten zu Gott, der sie vor Gefangenschaft bewahrt und ihr Leben erhalten hatte.

So laßt uns daran denken, wo wir auch sein mögen, wir haben einen großen Beschützer im Himmel, der seinen Kindern verheißen hat: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen."

T. F. Barker.

Mali-Mali.

Auf den Philippinen herrscht eine eigentümliche Krankheit, welche die Eingebornen Mali-Mali nennen. Während die Reichen in dieser Gegend sehr häufig an jener Form der Nervenerregung erkranken, die wir „Tic" ansprechen, ist Mali-Mali eine Krankheit der armen Leute — und noch dazu eine besondere Form einer jener Störungen, die wir bisher mit dem falschen Namen als „nervöse" bezeichnet haben. Sie ist, um uns moderner und prägnanter auszudrücken, eine Störung des Seelenlebens, wie sie die Franzosen ziemlich zutreffend „Psychasthenie" nennen. Solche arme Männer oder arme Frauen, die an Mali-Mali erkrankt sind zeigen folgendes äußerst merkwürdige Symptom: Sie müssen alles nachahmen, was die Person macht, unter deren Einfluß sie gerade stehen. Schaut ihr Vorbild zum Himmel hinauf, so schauen die Kranken ebenfalls zum Himmel. Bückt es sich, um etwas aufzuheben, sie tun das Gleiche. Sagt es dann empört: „Du bist ein Esel," so wiederholen sie: „Du bist ein Esel!" Das machen sie so lange, bis das Objekt, das sie sich erwählt haben, sie von diesem Banne erlöst und ihnen verbietet, alles nachzumachen.

Man kann sich vorstellen, was für eine bedauernswerte Existenz diese aller Selbstbestimmung beraubten Menschen führen. Sie sind zu keinerlei Arbeit fähig, es sei denn, sie werde ihnen vorgemacht. Sie können nur essen, wenn ihr Ideal ißt, und selbst die vegetativen, unwillkürlichen Funktionen werden nicht nach dem eigenen Bedürfnisse, sondern nach denen des Vorbildes erfüllt. Wir stehen erstaunt vor der absonderlichen Form dieser seelischen Störung, die in dieser krassen Form in der ganzen Welt unbekannt ist. Wir kennen einige ähnliche Erscheinungen, so z. B. die Echolilie bei Geisteskranken und Hysterischen. Die Echolalen wiederholen alle Worte, die man ihnen vorsagt. Wir erinnern uns auch, daß Kinder manch-

mal das Symptom der Echolalie zeigen und daß Ansätze von Mali-Mali in den Spielen der Kinder gar nicht selten sind usw. . . . Auch bei uns äffen die Armen die Vornehmen nach und nehmen ihre Sitten, Gebärden und Kleidung gern an. Man kann sogar die Behauptung aufstellen, alle unsere Dienstboten leiden an Mali-Mali. Sie benutzen ihren kärglichen Lohn, um sich für die spärlichen Stunden des Ausganges zu schmücken und wie eine „Gnädige" auszusehen. Sie tragen einen ebenso großen und verrückten Hut wie ihre Frauen, womöglich noch eine feine Jacke, Handschuhe, Lackstiefeletten usw., alles in Imitation, weil es die Mali-Mali so verlangt. Doch warum spreche ich gerade von den Dienstboten und erwähne nicht, daß auch unsere gut bürgerlichen Kreise unwiderruflich an Mali-Mali erkrankt sind? Geben wir uns keiner Täuschung hin: Die Unterschiede zwischen den reichen Leuten und dem Mittelstande sind heute vollkommen verwischt. Die Frau des kleinen Beamten muß auch ihren seidenen Unterrock haben, mit dem sie durch die Straßen rauscht. Der billige Hut, eine Fabel aus längst entschwundener Zeit, und das greuliche Ungetüm, das mit Hilfe von zahllosen Nadeln und Bändern auf dem Kopfe wackelt, verschlingt den vierten Teil des Monatsgehaltes, wenn die Mali-Mali nicht dazu geführt hat, daß der wahnsinnige Luxus mit Aufopferung aller guten Grundsätze von einem „Dritten" bestritten wird.

W. Stekel, Nervenarzt.

Es ist dem Herrn nicht schwer, durch viel oder wenig zu helfen.

Ein völlig klar und nüchtern denkender Lehrer hat im „Stuttg. Sonntagsbl." die nachfolgende, streng der Wahrheit entsprechende Begebenheit mitgeteilt.

„Im Alter von fünfundzwanzig Jahren," erzählte mir eine schlichte Frau, „geriet ich unter einen schweren Wagen. Während die Kleider die Brust vor ernstlichen Verletzungen schützen, wurde mein linker Fuß entsetzlich zugerichtet. Ueber 18 Wochen lag ich im Spital, ohne daß es der Kunst des Arztes gelang, die großen Wunden zum Heilen zu bringen. Eines Tages kam der Arzt vom Spital mit einem Professor an mein Bett und erklärte mir, daß jetzt mein Fuß abgenommen werden müsse; andernfalls müßte ich, wenn mich nicht vorher der Brand umbringe, meinen kranken Fuß zeitlebens herumschleppen. Ich erwiderte den Aerzten: „Ich stehe ganz allein auf der Welt und bin arm; meinen Fuß lasse ich nicht abnehmen, lieber sterbe ich." Der Professor schüttelte den Kopf über meinen vermeintlichen Starrsinn; der Spitalarzt aber sagte: „Mit dem Mädchen ist nichts anzufangen; mag sie die Folgen tragen!"

„In der folgenden Nacht lag ich schlaflos auf meinem Lager und überdachte mein trauriges Geschick. Der Mond schien hell durchs Fenster, es war außer mir kein Mensch in dem Zimmer, und ringsum herrschte tiefe Stille. Aus meiner großen Not heraus schrie ich in meinem Herzen zu Gott. Da vernahm ich deutlich eine Stimme, so sanft und lieblich, wie ich sie in meinem ganzen Leben noch nicht gehört hatte: „Lies vom 118. und 119. Psalm je den 18. und 19. Vers!" Ich erschrak sehr über die Stimme, aber auch die gehörten Worte prägten sich meinem Herzen tief ein. Kaum konnte ich den Anbruch des Tages erwarten. Als es hell wurde, nahm ich meine Bibel und schlug die bezeichneten Stellen auf. Da standen Psalm 118, Verse 18 und 19 die tröstlichen Worte: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen. Der Herr züchtiget mich wohl; aber er gibt mich dem Tode nicht"; und Psalm 119, Verse 18 und 19 las ich die aufrichtige Bitte eines Frommen: „Oeffne mir die Augen, daß ich sehe die Wunder an deinem Gesetz. Ich bin ein Gast auf Erden; verbirg deine Gebote nicht vor mir."

„Ich wußte jetzt, daß ich nicht sterben mußte, sondern auf Genesung hoffen durfte. Da die weitere Behandlung im Krankenhaus erfolglos blieb, verließ ich es und begab mich zu guten Bekannten. Beim Abschied sagte der Arzt: „Ich weiß gewiß, daß Sie wiederkommen." Mehr als hundert Gulden wandte ich noch an die verschiedensten Aerzte und Mittel, aber wiederum ohne den geringsten Erfolg. Da trat eines Tages, als ich wieder recht traurig über mein Leiden nachdachte, eine Hausiererin zu mir in die Stube. Sie fragte mich, was mir fehle. Ich klagte ihr meine Not. Da gab sie mir einige Mittel an, bei denen es sich hauptsächlich um Lilienöl und Kamillenaufguß handelte. Ich wandte dieselben sofort an und hatte nun die große Freude, zu sehen, wie die schrecklichen Wunden am Fuß kleiner und kleiner wurden und sich zuletzt ganz schlossen. Aber als ich zu gehen versuchte, war mein Fuß so schwach geworden, daß ich nicht mehr darauf stehen konnte."

„Jetzt begab ich mich wieder ins Krankenhaus. Als der Arzt mich erblickte, rief er mir gleich entgegen: „Habe ich es Ihnen nicht gesagt, Sie kommen wieder?" „Ja," erwiderte ich, „ich komme wieder. Aber mein Fuß ist geheilt; nur kann ich nicht darauf stehen." Er ließ sich den Fuß zeigen und verwunderte sich sehr über die unerwartete Heilung. Hierauf verordnete er mir eine Medizin zur Stärkung des Fußes und gab mir die nötigen Verhaltungsmaßregeln."

„Mein Fuß wurde wieder gesund und so kräftig wie der andere; so sehr ich ihn seither schon angestrengt habe, ich fühle in ihm nicht die geringste Schwäche. Was ich damals dem Herrn in meiner großen Not gelobt, nämlich nie mehr mit meinen Füßen irgend einem fleischlichen Vergnügen nachzulaufen, habe ich gern gehalten, eingedenk des Psalmwortes: „Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde." In einem Alter von 64 Jahren kann ich es auch noch auf Grund anderer Erfahrungen bezeugen, daß Gott so gerne hilft, und daß es ihm nicht schwer ist, durch viel oder wenig zu helfen."

Wenn dieses schlichte Zeugnis auch nur einem Leser den Glauben stärkt, so hat es seinen Zweck erreicht. — Zionspilger.

Gesucht und gefunden.

Eine ergreifende Geschichte berichtet der Evangelist Dr. Chapman: Eine der größten Schlachten im amerikanischen Bürgerkrieg war geschlagen. Nach Philadelphia und New-York wurde telegraphiert, die Zahl der Gefallenen sei weit größer als in jeder früheren anderen Schlacht, und Väter und Mütter strömten aus diesen großen Städten hinaus, um etwas von ihren Söhnen zu erfahren. Ein alter Quäker kam aus Philadelphia. Hans Hartmann war sein Name. Er hatte einen Sohn, der ebenso hieß. Im Hauptquartier angekommen, fragte er: „Hat sich mein Sohn gemeldet, als er aufgerufen wurde?" Man antwortete: „Nein, er muß noch auf dem Felde liegen." Da wanderte der alte Quäker hinaus, ging über das Schlachtfeld und suchte seinen Sohn, konnte ihn aber nicht finden. Die Nacht brach herein; er kehrte um zum Hauptquartier und sagte: „Geben Sie mir doch eine Laterne." Man gab ihm eine, und wieder ging er hinaus und suchte seinen Sohn. In der einen Hand hielt er die Laterne und hob sie empor, indem er sich immer wieder hinabbeugte, um in ein Antlitz nach dem andern zu schauen. Plötzlich erhob sich der Wind und blies ihm sein Licht aus. Da stand er im Dunkeln inmitten des Schlachtfeldes, mit all den Toten und Sterbenden um sich her. Er tat, was auch ein anderer tun würde, wenn er seinen Sohn auf einem Schlachtfeld suchen müßte. Er hielt die Hände an den Mund und rief laut: „Hans Hartmann! Dein Vater ist hier! Dein Vater ist hier!" Da stöhnte einer zu seinen Füßen: „O Gott, wäre es doch der meinige!"

Als er immer wieder gerufen hatte, hör-

te er weit aus der Ferne eine Stimme: „Hier, Vater, hier!" Schnell stieg er über die Toten hinweg, ging an den Sterbenden vorbei und fand seinen Sohn — nahm ihn auf seine Arme und trug ihn in das Krankenhaus nach Philadelphia. Hans Hartmann lebt, wie man sagt, noch heute in Philadelphia.

Unser Heiland geht suchend durch unsere Welt. Hierhin, dorthin führt ihn sein Weg über das große Schlachtfeld der Sünde. Er steht still und beugt sich nieder zu den Opfern, Männern und Frauen, die ohnmächtig, schwer verwundet, von der Sünde gefesselt, daliegen. Er ruft und ruft wieder deinen Namen! O, antworte um deines Heils, deiner Rettung willen!

Ein jüdischer Nomadenstamm.

Ein arabisch sprechender Jude, namens Jussuf Ben Jakob Achwan, kam vor einiger Zeit nach Jerusalem und behauptete, daß er zu einem jüdischen Volksstamm gehöre, der nomadisierend in der Wüste wohne und sich augenblicklich fünf Tagereisen östlich von Koweit, also in der Nähe des persischen Meerbusens, befinde. Wie er angab, gehören zu seinem Stamm etwa 25,000 jüdische Familien, die in Zelten wohnen und Viehzucht treiben. Die unter ihnen lebende Tradition besagt, daß sie „zur Zeit des ersten Tempels in die Wüste verpflanzt worden sind. Auch ist ihnen der Talmud bis auf den heutigen Tag unbekannt geblieben. Sie glauben Nachkommen Jonadabs, des Sohns Rechabs zu sein, der im Propheten Jeremia erwähnt wird. Achwan versichert, daß in Bälde wohl viele seiner Stammesbrüder nach Palästina einwandern würden. Neben dem Arabischen spricht er ein gutes Hebräisch. — Wie weiterhin bekannt wird, sollen östlich von Bagdad in tiefer Abgeschlossenheit noch mehr Niederlassungen jüdischer Volksstämme vorhanden sein, von denen etliche geradezu festen Städten gleichen. Die Verbindungswege zu ihnen sind äußerst schwierig und gefährlich und kaum bekannt. Ihre Sprache ist ein stark verdorbenes Hebräisch.

Rast ich, so rost ich.

Vor uns lag eine Reihe Schlüssel, von denen jeder ein sauberes Plättchen mit Inschrift hatte. Die alte Dame, deren Hinterlassenschaft wir zu ordnen im Begriffe waren, war eigen und praktisch gewesen. „Sonderbar", sagte ich, nach dem einen Schlüssel greifend, „wie verrostet und alt dieser Schlüssel aussieht und wie blank und neu die anderen." Der erste trug die Inschrift: „Zum Schmuckschränkchen", der zweite die Bezeichnung „Zum Brotschrank." Mein Begleiter lächelte. „Da sieht man das Leben der alten Tante vor sich", sagte er. „Rast ich, so rost ich. Den Schmuckschrank hat sie wohl kaum einmal im Jahre aufgeschlossen, seitdem sie Witwe war. Der Schlüssel zum Brotschrank ist täglich und stündlich im Gebrauch gewesen. Er hat nicht Zeit gehabt zu rosten."

Ich hörte schweigend zu. Vor mein inneres Auge trat dabei eine Stunde, in der ich als Knabe in diesem selben Zimmer vor derselben alten Verwandten stand, die wir Vettern jetzt beerbt hatten. „Müßiggang ist ein Rost, der weit mehr angreift als Arbeit" hörte ich sie wieder sagen; „er führt nur zu allerlei Krankheiten und verkürzt das Leben. Müßiggang greift viel mehr an als Arbeit. Merke dir das. Rast ich, so rost ich."

Wie sonderbar hatten die beiden Schlüssel der Tante eben vor meinen Augen die Wahrheit ihrer Worte bestätigt!

Von der christlichen Gewißheit.

Man hat in unseren Tagen vielfach sich bemüht, den Weg zu zeigen, auf dem der Geist seines Glaubens froh und gewiß wird. Das ist auch ein Zeichen unserer Zeit, daß man sich so eifrig mit dieser Aufgabe beschäftigt. Es zeigt, daß wir in einer Zeit des Abfalls leben, in der den Menschen auch die einfachsten Grundwahrheiten des Glaubens unsicher werden oder geworden sind, in einer Zeit, in der viele damit prahlen, daß sie vor lauter Wissenschaft nicht mehr an Gott glauben wollen. Das ist nun gar nicht wahr; denn die Wissenschaft hat an der sinnlich wahrnehmbaren, sichtbaren Welt ihre Grenze, und was darüber hinaus liegt, darüber kann sie gar nichts sagen. Ja, auch das Dasein und die Ordnung dieser sichtbare Welt kann sie ohne die Voraussetzung eines allmächtigen und allweisen Schöpfers gar nicht erklären.

Die Frage: „Wie werden wir unseres Glaubens an Gott ganz sicher, froh und gewiß?" ist ohne Zweifel für die Menschenkinder unserer Zeit von größten Wichtigkeit. Wir brauchen aber um die richtige Antwort nicht in Verlegenheit zu sein. Der Herr gibt sie uns in die Hand, wenn er sagt: „So jemand will des Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei. „Es ist ein eminent praktischer Weg, der uns Gottes froh und gewiß macht: Das Tun des Willens Gottes. Dadurch, daß wir in Gottes Wegen, im Lichte seines Angesichtes wandeln, seine Gebote halten, namentlich Gutes tun und nicht müde werden, barmherzige Liebe zu üben, Sonnenstrahlen ins Dunkel dieser Erde hineinzusenden, werden wir Gottes ebenso gewiß, wie wir der äußeren Sonne gewiß werden dadurch, daß wir in ihrem Lichte wandeln und wirken. „Wer nicht lieb hat, erkennet Gott nicht", sagt Johannes, „denn Gott ist die Liebe!" Vor allem gilt es, daß wir die große, unser Heil bezweckende Liebe Gottes, die uns in Christo entgegentritt, erkennen und von ihr unser Herz erwärmen, reinigen und mit der neuen Triebkraft der dafür dankbaren Liebe erfüllen lassen. Im Lichte dieser Liebe schauen wir das Licht, werden wir Gottes als unseres Vaters im Himmel, der uns zu einer ewigen Herrlichkeit in Christo berufen hat, froh und gewiß.

Der verpaßte Zug.

„Lebt wohl — vielen Dank! Auf Wiedersehn!"

Die Studenten drängten sich dicht an das Fenster des Eisenbahnkupees um einen letzten Blick, einen letzten Händedruck zu erhalten, und dann fuhr der Zug mit einem Pfiff der Lokomotive langsam aus der Halle des Oxford-Bahnhofes und nahm ihnen ihren neuen Freund hinweg.

Der Missionar lehnte sich mit einem Gefühl des Bedauerns und auch der Erleichterung auf seinen Sitz zurück. Er bedauerte das, was er zurücklassen mußte, und war doch erleichtert bei dem Gedanken, daß die lange Reihe von anstrengenden Versammlungen, Nachversammlungen, Unterredungen u.s.w. beendet war.

Vielleicht waren es gerade diese Gedanken, die ihn erfüllten, als der Schaffner ihm ankündigte, daß sie in D. seien, wo er umsteigen müsse und eine Stunde auf den andern Zug zu warten habe, der ihn dann über Bristol weiterbringen würde in westlicher Richtung.

Der Missionar war einer von den altmodischen Reisenden, die sich nicht scheuen, eine Stunde oder noch mehr auf der harten Stationsbank zu verbringen, um den nächsten Zug zu erwarten. Heute war er besonders müde, als er sich niedersetzte und die an- und abfahrenden Züge beobachtete sowie das vorbeihastende Publikum, und er wußte selbst nicht, wie es kam, er geriet in einem traumhaften Zustand, und nach und nach rückte alles um ihn herum in eine weite Ferne, und alles Interesse an seiner Umgebung war verschwunden. Die Zeit verging. Auf einmal weckten ihn die Schläge einer großen Uhr über seinem Kopfe aus seiner versunkenen Stimmung auf. Unser Freund sprang erschrocken auf und fragte einen Beamten mit einer unbehaglichen

Befürchtung, wann der nächste große West-expreßzug abginge.

Der Beamte wies auf den letzten Wagen eines eben aus der Halle fahrenden Zuges und sagte: „Er ist gerade abgefahren, mein Herr."

Des Missionars Enttäuschung war groß, und nicht zum wenigsten gerade deshalb, weil er allein schuld war. Jedenfalls war er nun verurteilt, noch eineinhalb Stunden zu warten, und zwar so geduldig wie nur möglich, bis der nächste Zug nach seiner Richtung fällig war. Er war vorsichtig, daß ihn jene Müdigkeit nicht wieder übermannte, und nach einer ziemlich langweiligen Wartezeit stieg er endlich in den Zug, der ihn heimwärts bringen sollte.

Der einzige Insasse seines Abteils war ein Herr, der in der andern Ecke saß. Er schien tief in schwermütigen Gedanken versunken zu sein, denn obgleich er seine Augen auf die Gegend richtete durch die sie fuhren, schien er jedoch von der Außenwelt nicht das geringste wahrzunehmen. Sein Gefährte aber dachte gar nicht daran, ihn seiner Einsamkeit und Schwermut zu überlassen.

„Es sieht aus, als ob es regnen wollte," begann er, und der Fremde drehte sich sofort um. Das immer passende Thema vom Wetter war der Anknüpfungspunkt zu einer Unterhaltung, die bald in Gang kam. Zuerst sprachen sie noch etwas über diesen Punkt, dann über die Gegend und endlich über andere Sachen.

„Ich gehe nach Cornwall," sagte der Missionar; „fahren Sie auch so weit?"

„Nicht ganz. Meine Reise endet in Plymouth."

„Ah, dann sind Sie auch da und dort bekannt, vermute ich?"

So ging das Gespräch fort, und der Missionar, der nur ein Ziel hatte bei allem, was er sagte und tat, hatte bald herausgefunden, daß des Fremden Gemüt von dunklen Sorgen und Zweifeln überschattet war. Es war nicht schwer, zu vermuten, daß es verderbliche Einflüsse gewesen sein mußten, die dieses Resultat bei ihm zustande gebracht hatten, aber der Missionar, nachdem er die wunden Stellen herausgefunden hatte, sehnte sich danach, ihm auch die heilende Salbe aufzulegen.

Er sprach von seinem kürzlichen Besuch in Oxford und erzählte ihm in unauffälliger Weise von einigen Erfahrungen bei den Studenten. Er sagte dem Fremden ganz offen, daß es sein Wunsch war, die jungen Leute zu Christo zu bringen weil er wisse, daß ohne ihn das Leben nicht wert sei, gelebt zu werden, „und," so endete er, „darf ich vielleicht auch die Frage an Sie richten, ob Sie Jesum lieben? Ist er auch Ihr Freund?"

„Nein," sagte der Fremde kurz.

Dann sprach ihm der Missionar mit Begeisterung von der Einladung Christi: „Kommt her zu mir," und von dessen Sehnsucht nach Menschenseelen, die oft einer anderen Sehnsucht begegnet, die tief in der



Verlangt: 50,000 Farmarbeiter

mit Erfahrung, sofort, auf den Farmen von

Western Canada

Die Stellen der jungen Farmer zu füllen, welche in den Kriegsdienst getreten sind. Guter Lohn und Arbeit für die volle Saison versichert.

Es ist keine Gefahr oder Möglichkeit von Conscription in Canada.

Referenzen von allen Applikanten verlangt. Wegen Spezial-Fahrpreise und andere Information wende man sich an

W. D. Scott

Supt. Immigration Ottawa, Canada.

Deutsche Mennonitische Kolonie.

Fort Peck Reservation Montana.

Das Interesse, welches die Deutschen in Minnesota, Süd-Dakota, Kansas, Nebraska, Oklahoma und Canada für die Neue Deutsche Mennoniten Kolonie auf der Fort Peck Reservation, Montana, bekundigen, zwingt uns zu der Annahme, daß das gute Ackerbauland auf dieser Reservation dieses Jahr vergriffen werden wird. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß eine größere Anzahl Deutscher aus den verschiedenen Teilen der Vereinigten Staaten und Canadas während dieses Frühjahrs und nachfolgenden Sommers die Fort Peck Reservation besuchen wird. Wir sind sehr befriedigt durch die Bekundung dieses großen Interesses, weil es unser eifrigstes Bemühen ist, dieses zu einer der größten und erfolgreichsten deutschen Ansiedlungen des ganzen Nordwestens zu machen.

Wir haben Special Round Trip Homeseekers Tickets zum Verkauf den ersten und dritten Dienstag jeden Monats. Die nächsten Verkaufsdaten sind: Der 21. März, der 4. und 18. April und an den ersten und dritten Dienstagen der folgenden Monate. Der äußerste Zeitpunkt für die Rückfahrt ist 25 Tage vom Datum des Kaufs. Die Tickets erlauben „Stopovers."

Wir haben auch Special Round Trip Landseekers Fahrpreise (rates) für Parteien von fünf oder mehr Reisende zusammen auf ein Ticket, welche an jedem Montage und Dienstage während des Frühjahres und Sommers zu haben sein werden. Die Rückfahrtszeit dieser Tickets ist mit zehn Tagen begrenzt.

Ebenso haben wir auch Special „Ein-Weg-Ansiedler Tickets zu verkaufen jeden Dienstag im März und April. Diese Tickets können von solchen benutzt werden, die dieses Frühjahr nach Montana ziehen. Der Fahrpreis von St. Paul, nach Wolf Point, Oswego, Poplar u. allen Punkten so weit westlich als Shelby, Mont. wird $16.50 sein.

Es gibt keine Special Heimsucher oder Ansiedler Fahrpreise für Punkte in Canada nach Montana.

Wir würden gern sehen, wenn Sie sich an uns um volle Auskunft inbezug auf diese Fahrpreise wenden.

Auch sind wir gern bereit Ihnen unser Montana-Buch und Fort Peck Folder zu senden, die volle Information inbezug der sich bietenden Landerwerbsgelegenheiten auf den an die deutsche Kolonie angrenzenden Reservationen geben — wenn Sie uns darum schreiben.

J. J. Harms
Henderson, Nebraska.

E. C. Leedy
Great Northern Railway
General Immigration Agent
St. Paul, Minnesota.



Menschen Herzen ruht. Der Fremde gestand ihm, daß auch er jene seltsame Unruhe und jenen Eifer in sich trage, Gott zu finden, daß er aber immer vergeblich gesucht habe, daß die Jahre vergangen seien und er darüber mürbe geworden sei.

„Sie brauchen nichts zu tun, als ihm zu vertrauen," sagte der Missionar, „ihm nur vertrauen," und dann bat er ihn mit Worten, in denen sein ganzes Glück lag, das er selbst durch diesen Heiland erfahren hatte, ihm auch seine Seele hinzugeben als ein lebendiges Opfer, und ihm unbedingt und allezeit zu glauben.

Und der Fremde willigte ein.

„Wir können jetzt gleich hier niederknien," sagte der Missionar, und während der Zug durch das Land sauste, knieten die beiden Männer in dem Eisenbahnwagen nieder, und einer von ihnen suchte des Herrn Vergebung und weihte sich seinem Dienst.

Sie saßen kaum wieder auf ihren Plätzen, als der Schaffner den Kopf zur Tür hereinstreckte und fragte, ob sie alle in der Richtung nach Bristol wollten. Die beiden Herren nickten und er ging wieder.

„Es ist solch ein Friede und solch ein Glück," sagte der Fremde, „zu wissen, daß die Wolke des Zweifels, die so lange über mir war, verschwunden ist. Ich fühle schon solche Freude und solche Ruhe in mir, daß ich einem vertrauen darf, der stärker ist als ich."

„Und er wird Sie nie enttäuschen," war des Missionars Entgegnung.

Der Zug näherte sich Bristol, und man konnte schon den Rauch der Schornsteine wahrnehmen. Der Fremde sah zum Fenster hinaus und wurde schweigsam und gedankenvoll. Die Maschine ging langsamer, näherte sich der Station und hielt endlich.

Der Fremde sprang auf und hielt dem Missionar die Hand entgegen. „Ich muß Ihnen Lebewohl sagen," sagte er mit unsicherer Stimme. „Möge Gott Sie segnen für das, was Sie an mir getan haben!"

„Aber ich dachte — Sie sagten mir doch — Sie wollten doch nach Plymouth fahren?"

Der Fremde machte die Wagentür auf, stand schon auf den Stufen und erwiderte, indem seine Hände noch in denen seines Wohltäters ruhten: „Das wollte ich auch, Gott mag es mir vergeben. Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, ich habe alle Erkennungszeichen an meinen Sachen entfernt, jeden Stich, der meine Herkunft verraten könnte, selbst aus meinem Taschentuch habe ich das Monogramm herausgeschnitten, damit es mich nicht verraten sollte, und ich war auf dem Wege, um in V meinem elenden Leben ein Ende zu machen. Aber Sie haben mich gelehrt, die Dinge anders zu betrachten. Sie haben mir die Welt verändert, so scheint es mir. Ich gehe jetzt ins Leben zurück — will leben zur Ehre Gottes."

Er war gegangen, und der Missionar war wieder allein.

„Jetzt verstehe ich," sagte er zu sich selbst, „warum ich den früheren Zug versäumen mußte!"

(Aus dem Engl. v. Ch. F.)

Bahn-Katastrophe.

Cleveland, O., den 29. März. Eine Bahnkatastrophe, welche sich heute Morgen früh auf den Linien der New York Zentral-Bahn in der Nähe von Amherst, O., 37 Meilen westlich von hier ereignete und an welcher nicht weniger als drei Passagier-Eilzüge der genannten Bahn beteiligt waren, hat dreißig oder mehr Personen das Leben gekostet und über vierzig andere haben ernste Verletzungen erlitten. Die Katastrophe war schlechterdings die schlimmste, welche sich in Ohio seit langer Zeit zugetragen hat und eine der schlimmsten, deren Schauplatz je in seiner Geschichte das System der New Yorker Zentral geworden ist.

Durch dichten Nebel wurden die Signale verhüllt, welche die erste Sektion des nach Osten gehenden Pittsburgh-Baltimore-Buffalo Limited ausgestellt hatte, als sie hielt, um Wasser zu fassen. Dies hatte die Folge, daß die zweite Sektion des Zuges in voller Fahrt auf sie aufprallte. Kurze Zeit darauf und ehe ihm das Gefahrsignal hätte gegeben werden können, brauste der Twentieth Century Limited, der nach Westen ging, heran und stieß mit entsetzlicher Wucht auf die Trümmer, welche auch das nach Westen führende Geleise bei der Kollision bedeckt hatten.

Das Licht des Tages war noch nicht angebrochen, als die drei Züge sich zu einem gewaltigen Trümmerhaufen aufgetürmt hatten. Farmer und die Bewohner der benachbarten Ortschaften eilten schleunigst nach der Unfallstätte und gewährten den verletzten Passagieren Beistand, aber die Aufgabe, die Unglücklichen zu befreien, welche unter den Trümmern eingeklemmt lagen, wurden gewaltig durch die herrschende Dunkelheit erhöht, welche durch den dichten Nebel noch verstärkt wurde. Mit der Zeit stellten sich auch Ambulanzen, Automobile und Fuhrwerke aller Art aus Elyria und von anderen Punkten auf dem Schauplatz der Katastrophe ein und bald füllte sich die kleine Morgue in Amherst mit den Leichen der Umgekommenen. Die meisten Verletzten wurden nach den Hospitälern in Elyria überführt.

Magen-Kranke

Warum leiden Sie noch an Unverdaulichkeit, saurem Magen, Aufstoßen, Blähungen, Magengase und Krämpfe, Sodbrennen, Herzklopfen, Kopfschmerzen und Verstopfung, wenn doch die berühmten

Germania Magen Tabletten

wunderbare Linderung und sichere Heilung bringen in solchen Fällen.

Herr A. Idel, Owensville, Mo., schreibt:
„Ich war seit vielen Jahren Magenkrank und im letzten Jahre wurde es so schlimm, daß ich nicht mehr arbeiten konnte. Die Germania Magen Tableten haben aber meine Krankheit geheilt. Meine Nachbarn sind ganz erstaunt wenn sie mich wieder auf dem Felde sehen, denn alle Leute glaubten ich werde nicht mehr lange leben."

Herr W. Meyer, Florence, Kans., schreibt:
„Meine Mutter, welche jetzt 80 Jahre alt ist, gebrauchte vor einem Jahre die Germania Tabletten, nachdem viele andere Mittel keine Hilfe brachten und sie wurde dadurch geheilt von ihrem Magenleiden."

Preis per Schachtel nur 30 Cent, oder 4 Schachteln $1.00. Zu beziehen durch den Importer: **M. Landis, Box N. 12, Evanston, Ohio.**

Neu! **Neu!**

P. M. Friesen:

Die Alt-Evangelische Mennonitische Brüderschaft.

in Rußland (1789—1910) im Rahmen der Mennonitischen Gesamtgeschichte.

950 Seiten Text (inklus. „Vorrede" usw.) und 89 Seiten Illustrationen — 171 einzelne Bilder — auf extra feinem Papier. Eleganter Originaleinband. Preis $3.50, Porto 30 Cents extra.

Von dem Inhalt dieses wichtigen Werks ist in der Rundschau mehrfach die Rede gewesen. Für die meisten Rundschauleser dürfte die Geschichte der Auswanderung der rußländischen Mennoniten nach Amerika, sowie der zweite Teil, der von den Mennoniten in Nordamerika handelt, von besonderem Interesse sein. Unter den vielen, wertvollen Schriftstücken, die das Werk enthält, ist die berühmte Antrittspredigt des Pfarrers Wüst hervorzuheben.

Adressiere Bestellungen an:

MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

Wegen einer $2000 Farm in

Kalifornien

wende man sich an

JULIUS SIEMENS

1924 Fresno Street

Fresno California.

Falsche Zeitanwendung.

Die meisten Menschen verwenden mehr Zeit auf ihr Herausputzen als auf die Entwicklung und Läuterung der Ansichten, von denen ihr Glück abhängt. Auf Leute, die uns beim Einkauf eines Gerätes schlecht beraten haben, sind wir erzürnt. Nie verzeihen wir einem Menschen, der uns ein lahmes Pferd verkauft hat. Man erkundigt sich gewissenhaft nach der Qualität der Ware, die man kaufen möchte. Man schämt sich, wenn man sich von einem unredlichen Bankier hat betrügen lassen. Trotzdem nimmt man unbedenklich über viele Dinge falsche Ansichten in sich auf und schleppt sie dauernd mit. Gefälschte Weine und schlecht gebackenes Brot weist man zurück. Man hütet sich wohl, in einem schmutzigen Lokal etwas zu essen, und trotzdem unterhält man beharrlich zu Leuten Beziehungen, von denen man weiß, daß sie verkehrte Ansichten haben. Als ob ihr Einfluß weniger gefährlich wäre! Sie säen um sich der Unheil und Verderben. Den herrlichsten Fortschritt der Menschheit wird es bedeuten, wenn sie einmal eingesehen hat, daß es für das Glück ebenso wichtig ist, nicht auf dem Boden falscher Anschauungen zu stehen, wie nicht von verdorbenen Speisen zu essen.

Was man ihrem Gatten erzählte. „Leute, die mich sahen, als ich krank war," schreibt Frau E. Engen von Wayne, Mont., „sagten meinem Mann, daß ich unmöglich noch lange leben könnte. Wir bestellten dann eine Probekiste Alpenkräuter, und ich fing an, es zu gebrauchen. Dies war im letzten Juli. Ich bemerkte bald eine Besserung in meinem Befinden und in kurzer Zeit war ich vollständig gesund. Die Leute sind jetzt erstaunt, wenn sie mich sehen, und fragen, wodurch diese Aenderung hervorgerufen wurde. Ich kann nicht genug zum Lobe des Alpenkräuters sagen und bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet."

Dies ist eine Geschichte, die immer wieder und wieder erzählt wird, „ich war krank und bin durch Gebrauch des alten Kräutermittels gesund geworden." Forni's Alpenkräuter ist nicht in Apotheken zu haben. Spezialagenten liefern es den Leuten direkt vom Laboratorium der Hersteller: Dr. Peter Fahrney & Sons Co., 19—25 So. Hoyne Ave., Chicago, Ill.

Das Bahnunglück bei Amherst O.

Der kürzliche Zusammenstoß von drei Zügen der New York Central in Ohio kostete 27 Personen das Leben, während 50 Passagiere mehr oder minder schwere Verletzungen davontrugen. Nebel und, wie es heißt, das Versagen des elektrischen Signalapparatus waren für das Unglück verantwortlich. Die eingeleitete Untersuchung hat ergeben, daß den Signalwächter Albert H. Ernst aus Elyria keine Schuld trifft.

Mexico.

Washington, 3. April. In Regierungskreisen ist man außerordentlich enttäuscht darüber, daß Villa noch nicht gefangen wurde, da man mit Bestimmtheit erwartete, daß Oberst Dodd seinen „glänzenden Sieg" der letzten Woche in dieser Weise ausnützen werde. Von Tag zu Tag hoffte der Präsident, die Nachricht von der Gefangennahme oder dem Tode des Banditenhäuptlings zu erhalten, um in der Lage zu sein, das amerikanische Expeditionskorps aus Meriko wieder zurückzuziehen.

Das hat natürlich seine guten Gründe. Man weiß genau im Weißen Haus, daß die Carranzaregierung auf wackeligem Boden steht und sich nicht mehr lange wird halten können. Und wenn der Krach kommt, sollen die amerikanischen Streitkräfte Meriko verlassen haben. Diese Lage bedingt es auch, daß man dem „ersten Chef" gegenüber weitestgehende Nachsicht walten läßt und weder auf der Unterzeichnung des vorgeschlagenen Protokolls, noch auch darauf besteht, daß Carranza den amerikanischen Behörden die Benutzung der merikanischen Eisenbahnen zu militärischen Zwecken gestattet.

Berichtigung.

In der Rundschau vom 22. März sind zwei Fehler eingeschlichen, durch deren einen die Chersoner irregeleitet werden können; denn die Deutschen werden wohl aus dem Chersoner Gouvernement vertrieben worden sein. Wo die Deutschen vier bis fünf polnische Flüchtlinge aufnehmen müssen, das ist im Gouvernement Charkow, S. Rußland.

Der zweite Fehler ist wohl nebensächlich: Der Name des Schreibers ist nicht F. sondern P. Unger.

Wo steckt Villa?

El Paso, Tex., 3. April. Der Aufenthalt des Banditenführers Francisco Villa ist wieder ein Rätsel. Die amerikanische Kavallerie glaubte ihn nach der „Schlacht" bei Guerrero im Netz zu haben, und jetzt ist er über alle Berge. Wohin? Das weiß niemand, denn er hat seine Spur verwischt.

Aus Meriko kommt die Meldung, Villa sei auf neue Anhänger gestoßen und befinde sich mit diesen nach Chihuahua zu auf dem Marsche mit der Absicht, die dortigen Carranzaschen Mannschaften zum Anschluß zu bestimmen.

Das Gros der Villaschen Armee wurde nach der Schlacht bei Guerrero versprengt nach verschiedenen Richtungen hin. Es wird angenommen, daß Villa in mehreren Gegenden Abteilungen kontrolliert, die getrennt von dem Hauptkörper operieren und daß Col. Dodd jeden Augenblick auf eine Bande stoßen kann.

Ueber die Tätigkeit der Carranzaschen Streitkräfte liegt keine Meldung vor. General Bertani hat in das Hauptquartier in Jaurez keinen Bericht eingesandt, und man weiß nicht, ob und welchen Beistand jene der amerikanischen Expeditionstruppe leisten.

Villas Bande wächst.

Washington, D. C., 3. April. Die Berichte, Oberst Cano habe Caranza verlassen, um sich Villa anzuschließen, werden im Staatsamt als wahr bezeichnet.

Man ist hier der Ansicht, daß eine Anzahl der Leute Canos am Mittwoch bei Guerrero gegen Col. Dodd kämpften.

Ein sicheres Wurm-Mittel für Pferde.

Absolut harmlos, kann trächtigen Stuten vor dem achten Monat gegeben werden. Hunderte von Tierärzten und Pferdebesitzern teilten uns in ihren Anerkennungsschreiben mit, das dieses Mittel „Newvermifuge" Hunderte von Bots und Pin-Würmer von einem einzelnen Pferde entfernten. Dieses Mittel kann ohne Futterwechsel eingegeben werden; auch kann man es bei Fohlen anwenden. Die Kapseln sind garantiert und wohlbekannt als das allerbeste Wurmmittel im Markte. Preis: 6 für $1.25; $2.00 für 12 Kapseln. Zwei Dutzend, mit Instrument zum Eingeben, $5.00; vier Dutzend, mit Instrument, $8.00; portofrei mit Gebrauchsanweisung versandt. Hütet Euch vor Nachahmungen.

FARMERS HORSE REMEDY CO.

Dept. J. 592 7th Str.

MILWAUKEE, WIS.

Erzählung.

Die unsterbliche Seele.

Von M. Inger.

Fortsetzung.

Die Sonne schien auch in das Stübchen, wo Professor Möller mit seiner Tochter beim Morgenkaffee saß. Sie hatte ihm von der Sturmflut der Nacht erzählt und saß nun in ein glückliches Hinträumen verloren, während er von gleichgültigen Dingen sprach. Doch als er aufstehen wollte, glitt sie neben seinem Sitz nieder, legte die gefaltete Hände auf die Knie und sah zu ihm auf.

„Nun, Mäuschen, du siehst ja aus, als ob du etwas bitten wolltest."

„Ja, Vater, etwas sehr Großes. Meine Geschichte von heute Nacht hatte eine Lücke. In jener Stunde haben Don Pedro und ich uns verlobt. Verweigere uns deinen Segen nicht, wenn er jetzt kommt."

Der Professor stutzte.

„Elisabeth!"

O, wie ganz anders klang der Ausruf als von Pedros Lippen. Vorwurf, Enttäuschung, Schmerz schloß er ein, aber Elisabeth hörte trotzdem die tiefe Vaterliebe hindurch.

„Als ich Gefahr merkte, habe ich ehrlich gekämpft, doch jetzt kann ich nicht mehr zurück," sagte sie leise.

„Das Weib bewundert vor allem die Kraft des Mannes, und da sie dir in dieser besonderen Form entgegentrat, hat sie dich überwältigt, mein Kind?"

„Ich leugne es nicht, aber es war nicht ausschlagend für mich. Ich bin seiner Seele begegnet auf den Höhen christlicher Bruderliebe, Vater."

„Er ist kein Christ," grollte der Alte.

„Noch nicht, aber kann der Strom reiner Liebe, wie sie aus seinem Herzen fließt, ihn nicht zur Quelle zurückführen? Ich werde nicht aufhören, um seine Seele zu werben."

„Du täuschest dich leicht, Kind! Schließlich kommt es dir nicht so sehr darauf an, wohin seine Seele geht, wenn sie dir nur gehört."

„Vater, ich habe die Probe bestanden, als ich um sein Leben rang. Zuletzt war ich zufrieden, wenn nur seine Seele gerettet wurde."

„Aber bis dahin könnte er dir Schaden zufügen und ihr kämet beide nicht ans Ziel."

„Nein, Vater, selbst über Pedro steht mir des Herrn Liebe."

„Es ist gut, Kind. Du hast gewählt, der Herr segne die Wahl!" Er zog seine Tochter zu sich empor und küßte sie.

Da pochte es, und Don Pedro stand auf der Schwelle.

„Sie kennen jetzt die Wahl Ihrer Tochter, wollen Sie mich jetzt Sohn heißen und darf ich Sie Vater nennen?" Er beugte den festen Nacken, um sein Urteil zu empfangen, und Möller legte ihm ohne Zucken die Hand auf das rabenschwarze Haar.

„Ja," sagte er bewegt, „Gott segne dich, mein Sohn." Dann richtete er sich auf und rief mit erhöhter Stimme: „Unter der Bedingung, Pedro Diaz! daß du ihre Seele nicht hindern willst auf dem Wege zum Leben!"

„Gerade wie sie jetzt ist, so fromm und keusch, gerade so liebe ich sie, wie sollte ich versuchen, etwas daran umzugestalten? Sie wäre ja nicht mehr dieselbe, wie ich sie kennen gelernt habe."

Noch lange Zeit saßen die drei beisammen, plauderten fröhlich und besprachen dies und das.

„Vom Abreisen, Väterchen, kann morgen noch nicht die Rede sein," meinte Elly. Möller sah lächelnd von einem zum andern.

„Nun, ich sehe schon, Kinder, daß ich einige Tage zugeben muß. Ich will gleich an Tante Babette schreiben, daß sie uns noch nicht erwartet und daß es hier ein Brautpaar gibt."

„Und wir dürfen den Vater auf keinen Fall in diesem wichtigen Geschäft stören," rief Pedro. „Komm, Elisabeth, ich brenne darauf, den Platz wieder zu sehen, wo diese Nacht so Großes geschah."

Es war nicht schwer, den Ort wieder zu finden. Sie setzten sich auf einen Dünenkamm und sahen hinaus auf's Meer. Ihnen gegenüber lagen die Trümmer des gestrandeten Schiffes, von Vögeln umkreist. Rechts von ihnen war die Stätte, wo das Feuer diese Nacht gebrannt hatte. Elisabeth betrachtete die verkohlten Reste auf der Brandstätte und deklamierte leise:

„Ein Feuer hat hier gelodert
Am schützenden Dünenrand,
Die Flammen sind all' erloschen,
Der Boden ist schwarz gebrannt.

Was stehst du denn da so traurig,
Streckst fröstelnd die Hände hin?
Erloschenes flammt nicht wieder,
Was kommt dir denn in den Sinn?

Ich weiß einen Ort im Herzen,
Ein Feuer hat da gebrannt,
Das Feuer gab Licht und Leben,
Und Liebe hat man's genannt . . . .

„Sieh mich nicht so traurig an, Pedro," unterbrach sie sich, „du denkst doch nicht, daß meine Liebe erlöschen könnte?"

„Nein, und doch fürchte ich Trennung. Seit gestern kenne ich die Angst, etwas zu verlieren, was ich besitze, und das bist du. Die Trennung fällt Fleisch und Blut schwer, darum laßt uns nicht davon reden, ich kann es nicht vertragen."

„Heute kommt es mir seltsam vor," meinte sie, „daß wir so lange ohne einander glücklich gewesen sind."

„Ich war es nicht," behauptete Pedro, „es gab etwas, was ich in den Hintergrund der Seele zwang, was aber in stillen Stunden auftauchte und mir ins Auge sah. Ich glaube, es war die Sehnsucht nach dir."

„Oder nach deiner Ergänzung, Pedro. Mir ist, als hätte ich auch etwas Aehnliches gefühlt, und es ist ganz natürlich, sind wir doch aufeinander hin angelegt, füreinander geschaffen. Kennst du das Mosaikspiel, das die Kinder spielen, Pedro? Man fügt bunte Täfelchen aneinander zu Figuren. Und wenn es glückt, jauchzen die Kinder: Es paßt, es paßt! Jeder muß es sehen und bewundern, und mir tat es als Kind weh, wenn solch Gefüge wieder zerstört wurde. Sieh, so ähnlich ist es mit uns. Je mehr wir uns kennen lernen, desto mehr Teilchen unserer Seele schieben wir ineinander und wenn zuletzt ein einheitliches, schönes Gebilde daraus entstanden ist, können wir jauchzen wie die Kinder: Es paßt, es paßt! Dem Schöpfer der Menschen müßte es weh tun, solch Gefüge auseinander zu nehmen, wenn er es nicht wieder zusammen fügen könnte drüben in der Ewigkeit."

Pedro hatte ihr still zugehört.

„Woher kommen dir nur solche Gedanken?" fragte er dann und sah ihr sinnend in die Augen.

„Woher? Es ist das Weben meiner eigenen Seele. Ich lasse dich hinein lugen in die heimliche Webekammer, des Hauses geweihte Werkstätte."

Sie wies auf ein offenes Muschelpaar im Sande und fuhr fort:

„Sieh, Liebster, diese Schönheit und doch nur ein verlassenes Haus." Er hob es auf, und sie hielt es in der hohlen Handfläche. „Wie ein offenes Buch, doch die weißen Blätter sind leer. Wollen wir sie beschreiben? Gewiß hast du einen Bleistift."

„Was sollte Don Pedro mit Blei, wenn es nicht zum Schießen ist?" scherzte er, wühlte aber doch verschiedene Taschen durch

Sichere Genesung für Kranke } **durch das wunderwirkende**

Exanthematische Heilmittel
(auch Baunscheidtismus genannt.)

Erläuternde Zirkulare werden portofrei zugesandt. Nur einzig und allein echt zu haben von

John Linden,

Spezialarzt und alleiniger Verfertiger der einzig echten, reinen Exanthematischen Heilmittel.

Office und Residenz: 3808 Prospect Ave., S. E.

Letter-Drawer 396. **Cleveland, O.**

Man hüte sich vor Fälschungen und falschen Anpreisungen.

---

und hielt dann einen Bleistift zwischen den Fingern, auf den er verblüfft niedersah. „Ich glaube wirklich, daß ich ihn dem Halligprediger ausgeführt habe, als ich mir seine Bücherwünsche merkte.“ Dann trat ein weicher Ausdruck in seine Augen. „Der Stift ist geweiht, Elisabeth, eine edle Hand hat ihn gehalten, aus ihm kann nur Edles und Schönes fließen. Hüte dich, Kind, er ist beseelt durch seinen Besitzer, er reißt dich mit sich und hebt dich auf den Pegasus, denn Werner ist ein Dichter.“

„Und du bist auch einer, frohlockte Elisabeth. „Nun mußt du mir helfen, auf jedes Muschelblatt ein Verschen zu schreiben, das eine stellt meinen, das andere deinen Namen vor.“

„Was denkst du! Don Pedro ist kein Poet, sondern ein rauher Jäger, der noch nie ein Gedicht verbrochen hat,“ und leise summte er vor sich hin:

„Ich treff den Hirsch im wilden Forst,
Im tiefen Wald das Reh,
Den Adler auf der Klippe Horst,
Die Ente auf dem See.

Kein Ort, der Schutz gewähren kann,
Wo meine Büchse zielt,
Und dennoch hab' ich harter Mann
Die Liebe auch gefühlt.“

Dann stockte er, und seine Blicke umfaßten die geliebte Gestalt an seiner Seite, aber er berührte sie nicht, und sein Mund verstummte. Sie hatte den Stift angesetzt, sah auf das Meer hinaus und sann. Waren es Sonnenfunken, die in den Augen blitzten, oder Gedankenblitze, die aus der Tiefe auftauchten? Er sah die seltsamen Lichter, den wechselnden Ausdruck, eine ganze Wunderwelt im engen Rahmen. — Jetzt schrieb sie und sah wieder auf und schrieb.

„Da steht es,“ sagte sie fröhlich und deckte doch die Hand drüber, als er hinsah. „Ach, es ist gewiß ein elendes Machwerk, ein Ringen des Gedankens mit dem Ausdruck.“ Er nahm sachte ihre Hand fort und las:

Eine Stunde war es voller Wonne;
Pforten werden klingend aufgeschnellt
Lassen schauen uns dich, Glutensonne,
Einer nie geahnten Wunderwelt.
Jubelnd schlagen Herzen dir entgegen,
Die durch dich vereint für alle Zeit,
Schauernd unter deinem Wundersegen,
Reich geworden trotz dem Bettlerkleid.
Andachtsvoll schaun wir dem Walten zu,
Odem Gottes, heil'ge Liebe du!

Er küßte ehrfurchtsvoll ihre Stirn, löste die Muscheln voneinander und reichte seiner Braut diejenige mit seinem Namen.

„Zerbrechliche Ware,“ sagte er, indem er die andere vorsichtig in seine Brusttasche schob, „aber ich werde sie sorgsam hüten, bis wir sie für immer zusammenfügen.“

Fortsetzung folgt.

Nur ein Blick.

Was fehlt dir denn, mein Junge, warum weinst du?“ fragte der Schullehrer einen kleinen Jungen, der zum erstenmal auf der Schulbank saß und über dessen Wangen die dicken Tränen herabliefen.

„Ich weiß nicht mehr, wie Mutters Gesicht aussieht,“ schluchzte der Kleine.

„Weißt du was,“ sagte der Lehrer tröstend, „sieh, da drüben auf der andern Seite wohnt deine Mutter. Lauf schnell einmal hin und schaue sie recht ordentlich an; aber dann mußt du auch wieder zurückkommen, verstehst du?“ Das Kind machte auf das schnellste Gebrauch von dieser Erlaubnis, und nachdem es Mutters Gesicht angesehen hatte, kam es ganz fröhlich und zufrieden wieder nach der Schule zurück.

Sollten wir nicht mehr Gebrauch von einer solchen uns gegebenen Erlaubnis machen, wenn, während wir in der Schule des Lebens sind, unsre Augen weinen und unser Mut sinkt? Ja, sollten wir nicht viel mehr Gebrauch von der Einladung machen: „Suchet mein Antlitz.“

Billiges Schleifmittel.

Ein gtues Schleifmittel für rostige Gegenstände ist Leinöl mit Steinkohlenasche vermischt. Man streicht diese Masse dünn, aber vollständig deckend, auf einen starken, feinfädigen Gewebestreifen. Es sieht dann wie Rostpapier aus, ist auch ebenso zu gebrauchen, nur daß es den Vortheil hat, daß es nicht zerknittert wie das Papier. Vor dem Gebrauch muß es einige Wochen trocknen.

Wollte Knochen aus dem Bein entfernen.

Nach Jahre langem Leiden an einem fließenden Geschwür wurde einer Dame in Hartford Conneticut mitgeteilt, daß die einzige Kur die Entfernung von acht Zoll Knochen sei. Sie weigerte sich und brauchte Allen's Ulcerine Salve, und sie heilte das Geschwür vollständig. (Name und Adresse auf Anfrage).

Allen's Ulcerine Salve ist eine der ältesten Arzneien in Amerika und ist seit 1869 bekannt als die einzige Salbe, kräftig genug, chronische Geschwüre und alte Wunden von langer Dauer zu erreichen. Weil sie so wirksam ist, heilt sie oft Brandwunden und Verbrühungen ohne Narben in kurzer Zeit.

Allen's Ulcerine Salve heilt von Grund auf und zieht die Gifte aus. Frische Wunden und Geschwüre heilt sie in einem Drittel der Zeit die gewöhnliche Salben und Liniments bedürfen.

Per Post, 55 Cents J. P. Allen Medicine Company, Dept. Bl., St. Paul, Minn.

Einfaches Hustenmittel.

Man legt eine Zitrone in den heißen Bratofen und läßt sie dort so lange liegen, bis sie äußerlich ganz glatt und bräunlich wird. Alsdann preßt man den Saft dieser gebackenen Zitrone über zwei gehäufte Eßlöffel braunen Kandiszucker. Der Zucker schmilzt von diesem heißen Zitronensaft, u. durch mehrmaliges Rühren entsteht eine syrupähnliche Masse. Man nimmt mehrmals am Tage hiervon einen Teelöffenvoll. Besonders für Kinder ist dies schmackhafte, wirksame Mittel sehr zu empfehlen.

Bronchitis, Husten und Catarrah

verschwinden schnell beim Gebrauch der

Sieben Kräuter Husten-Tabletten.

Diese Tabletten reinigen den Hals, die Luftröhre und die Lunge von dem Schleim, beseitigen die Entzündung und den Hustenreiz in den Bronchien und heilen die Schmerzen auf der Brust. Lernen Sie die herrlichen Naturheilmittel zu gebrauchen, welche der Herr zur Heilung für unsere Krankheiten wachsen läßt, dann laufen Sie kein Risiko.

Mrs. G. Niewald, Hope, Mo., schreibt:

Wenn meine Kinder Bronchitis haben oder viel Husten, dann gebe ich ihnen gleich von den Sieben Kräuter Tabletten, dieselben helfen immer schnell und ich würde nicht mehr ohne diese Tabletten sein.

Mrs Rick. Kihm, Avon Lake, O., schreibt:

Ich habe jeden Winter mit Husten, Erkältungen und Bronchitis zu leiden. Seit einigen Jahren habe ich nun die Sieben Kräuter Tabletten gebraucht und dieselben helfen mir mehr als alle andere Medizinen. Seit vielen Jahren bin ich nicht so gut durch den Winter hindurchgekommen wie jetzt, und ich bin Ihnen so dankbar dafür.

1 Schachtel mit 50 Tabletten nur 25 Cent, 5 Schachteln $1.00 bei R. Landis, 1647 Herbert Ave., Cincinnati, O.

Agenten gesucht.